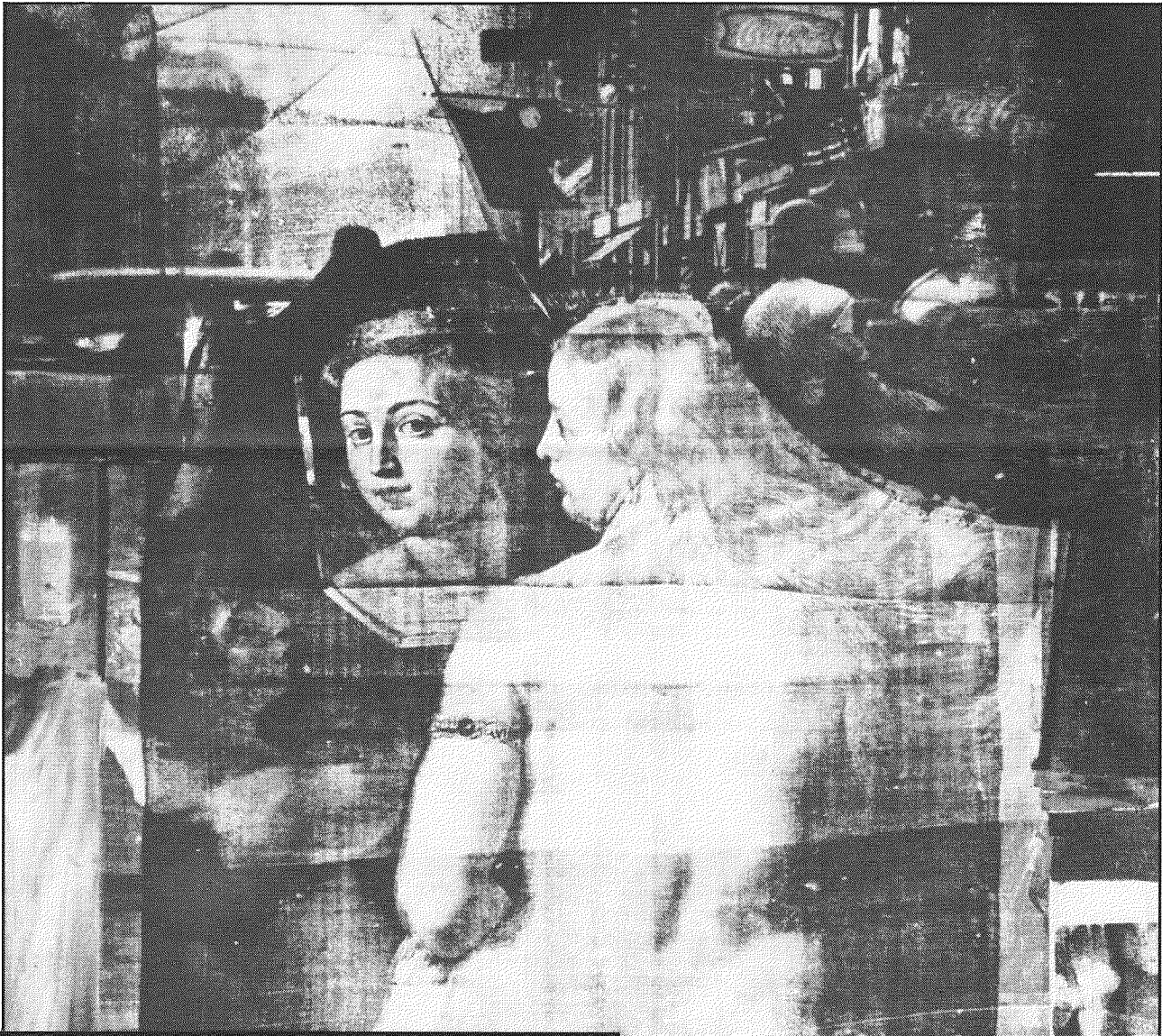
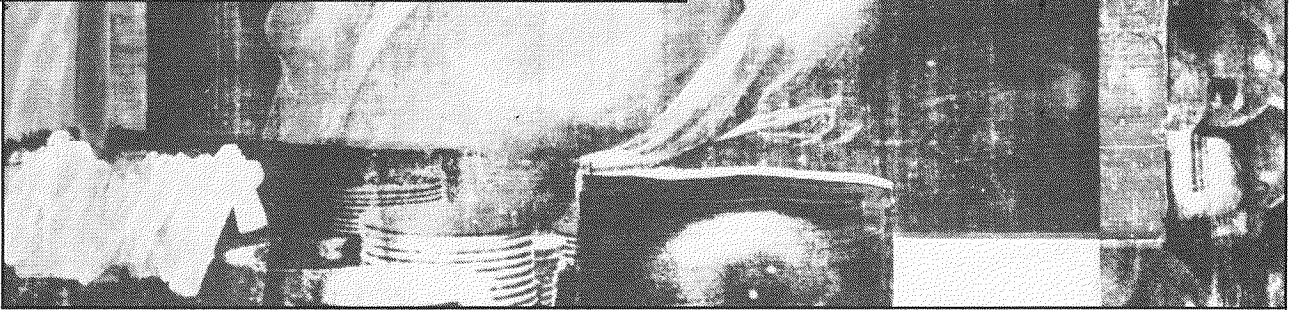


FAMA
Feministisch-
theologische
Zeitschrift
10. Jahrgang
März 1994

FAMA



Alte Bilder – neu



ob die Fülle überfordert, Gleichgültigkeit oder Resignation hervorruft. Siehen sie, die Bilder, die wir wählen für etwas, was einer besonders wichtig ist, regen sie dazu an, sich in der Welt zu sehen, definieren, einordnen zu können, vermitteln sie eine Kraft, die eine befähigen kann, sich und die Welt, in der sie lebt, zu gestalten und vielleicht zu verändern oder auch nur zu verstehen und zu begreifen? Die christliche Religion ist stark von Bildern geprägt. Viele dieser Bilder sind während tausenden von Jahren von Generation zu Generation weiter überliefert worden. Die Bedeutung der einen hat sich gewandelt, andere sind trotz geschichtlich und kulturell sehr unterschiedlichem Hintergrund praktisch dieselben geblieben, wieder andere sind verschwunden, andere wieder neu entdeckt worden. An und für sich müsste es die Aufgabe jeder Generation sein, auf ihre Art die Bilder zu deuten, sie für sich nutzbar zu machen und ihnen damit auch neues Leben einzuhauchen, um so gestaltend an der Erschaffung und am Weiterleben von Bildern teilzunehmen, die nicht zeitlos ewig sind, sondern nur dann eine besondere Wirkungskraft haben, wenn sie in die Alltagswirklichkeit der Menschen übersetzt werden können. Überleben sie nicht nur dann, wenn sie es vermögen, das Innere und Das Äussere, die Freude und das Leid, die Leidenschaft und Sehnsucht von Menschen darzustellen und anzusprechen? Jedes Bild ist sowohl mit der Person wie der Gesellschaft, in der sie lebt, eng verbunden. Die Bedeutung ist abhängig von ihrem sozialen, geografischen und kulturellen Hintergrund, ihrem aktuellen Bewusstseinszustand, ihrer Befindlichkeit in der Welt, ihrem Verständnis von Politik ganz besonders aber auch abhängig von der jeweiligen Intention, Gemütslage, Lebensphase der Beschauerin, des Beschauers. Auch Menschen, die zur gleichen Zeit unter ähnlichen Voraussetzungen leben, werden aufgrund individueller Erfahrungen zu unterschiedlichen Deutungen kommen. Was aber ist das auslösende Moment dafür, dass die eine dieses, eine andere jenes Bild wählt? Wie kommt sie dazu, dass sie aus der Flut von Bildern eines auswählt, mit dem sie lebt, das etwas von ihren Erfahrungen festhält? Welche Auswahl wird zustande kommen, wenn wir danach fragen, welche Bilder aus der christlichen Tradition noch Bedeutung haben? Ich glaube, dass das vorliegende Heft auf all die Fragen Antworten geben kann.

Cornelia Jacomet

2 Waren die ersten Schriftzeichen Bilder? Oder anders gefragt. Wurde die gesprochene Sprache zuerst in Bildern oder in Schriftzeichen festgehalten? Dies ist eine Frage, die zu verfolgen spannend ist. Klar scheint, dass wir uns als Nachfahreninnen und Nachfahren jener einreihen, die in Höhlen Bilder an die Wände malten. Bilder sind ein sehr frühes Mittel gewesen, mit Hilfe derer sich Menschen ausdrückten, etwas festhielten, das sie der Nachwelt hinterlassen wollten. Längst nicht für alle Menschen ist die Sprache das Mittel, mit der sie sich am liebsten oder am gewandtesten ausdrücken, sondern es ist Musik, Malerei, Theater, Tanz. Für uns Redaktorinnen der FAMA ist es die Sprache. Sie ist es sogar so sehr, dass wir wiederum durch Worte ausdrücken, was uns Bilder bedeuten und aus welchem Grund Bilder für uns wichtig sind. Wir begründen auch mit Worten, welche Absicht hinter der Idee steht, eine FAMA-Nummer zum Thema «alte Bilder – neu» zu machen. Dennoch soll im Zentrum nicht die Sprache, sondern das Bild stehen, denn Bilder sprechen ihre eigene Sprache. Es liegt in ihrem Wesen und es ist auch die Absicht von Künstlerinnen und Künstlern, durch sie etwas hervorzurufen, entstehen zu lassen und darzustellen, das eine Tiefe der menschlichen Erfahrung und des menschlichen Erlebens anspricht, und über das hinausgeht, was wir mit der Sprache auszudrücken vermögen. Bilder können auch Erinnerungen wecken, die in eine Zeit zurückgehen, die vor dem Sprachbewusstsein liegt. Sie können aber auch die Funktion von Zeichen haben, durch die hindurch das Dasein versteh-, deut- und annehmbar wird. Sie öffnen den Blick sowohl nach innen wie nach aussen, dadurch kann es möglich werden, Gefühlen wie denen der Selbstentfremdung oder Orientierungslosigkeit Raum zu geben und ihnen eine Gestalt zu geben. Wir leben in einer Welt, die von Bildern übersättigt ist. Vielleicht ist es gerade darum wichtig, sich danach zu fragen, wie und welche Bilder die Alltagswirklichkeit prägen, wie sie das Denken und Handeln beeinflussen, ob sie motivieren für politisches, gesellschaftliches aber auch privates und kulturelles Handeln oder

Frau Lot, «Schnür deine Schuh»

Brigit Keller

Der Herr spricht zu Lot: «Bring dich in Sicherheit, es geht um dein Leben. Sieh dich nicht um, und bleib in der ganzen Gegend nicht stehen... Schnell flieh dorthin... Als die Sonne über dem Land aufgegangen und Lot in Zoar angekommen war, liess der Herr auf Sodom und Gomorra Schwefel und Feuer regnen, vom Herrn, vom Himmel herab. Er vernichtete von Grund auf jene Städte und die ganze Gegend, auch alle Einwohner der Städte und alles, was auf den Feldern wuchs. Als Lots Frau zurückblickte, wurde sie zu einer Salzsäule.» (Gen 19,17-26)

«Lots Frau» ist nur knapp erwähnt, aber das Bild sitzt. Es ist die Frau – eine Frau ohne Vornamen –, die zurück-schaut, als einzige, und dafür den Preis zahlt: ihren Tod, salzige Unfruchtbarkeit, die Erstarrung. Die andern gehen weiter, leben weiter, vermehren sich. Kein Wort der Trauer. Frau Lot ist Beispiel zur Abschreckung. Nochmals negativ erwähnt wird sie bei Lk 17,32 und in Weish 10,7: «... eine ragende Salzsäule als Denkmal einer ungläubigen Seele».

Denkmal wofür?

Bei der negativen Besetzung des Bildes will ich mich nicht aufhalten, sondern fragen: Wofür ist es *mir* «Denkmal»? Sie schaut zurück – entgegen der Weisung und entgegen der Vernunft, sie als einzige, und wird zur «Salzsäule». Warum packt mich dieses Bild nachhaltig? Welche Grenze hat Frau Lot überschritten und warum hätte sie es nicht tun dürfen? Steckt in diesem Bild auch eine sinnvolle Warnung für uns? Oder will «der Herr» uns damit nur erschrecken, von etwas abhalten, uns dazu bringen, dass wir gehorchen? Macht über andere, über Lebendiges, demonstrieren?

Die Salzsäule ist ein erschreckendes Bild. Ich habe verschiedene Blicke darauf, viele Fragen, z.T. gegenläufige Wahrnehmungen:

1. Ich will nicht Frau Lot sein.

Zurückschauen und dabei erstarren, das ist das Gegenteil von dem, was ich will. Ich möchte lebendig sein, immer weitergehen können. Auch möchte ich nicht nur Salz sein. Salz in etwas drin,

ist wichtig; «Salz der Erde» sein, ist eine gute Vorstellung. Salz allein dagegen ist tödlich, lässt verdursten. Ich möchte eher «süss» als salzig sein. Ich liebe die Bilder von «Milch und Honig», fließende statt erstarrte Vorstellungen. Ich möchte vorwärts gehen können, auch einen Rat annehmen können, nicht immer zweifeln, nicht immer alles selber prüfen müssen; ich möchte Vertrauen haben dürfen.

2. Ich will nicht Frau Lot sein, bin es aber oft.

Ich kenne die Lähmung, wenn etwas Furchtbares angekündigt wird. Ich kenne die Beklemmung, das Starrwerden. Es ist nicht immer rühmlich: Ich kenne das Verhaftetsein an etwas. Ich kann dann nicht weitergehen, will auch nicht, klebe am Boden. Der Mut für Neues fehlt, der Mut für das Wagnis. Es ist oft nicht leicht, an Rettung zu glauben. Im falschen Moment zögern, stehenbleiben, zurückschauen – ich bin oft Frau Lot.

3. Ich will Frau Lot sein.

Ich will selber schauen, ich will nicht einfach gehorchen. Ich muss es prüfen. Wer kann mir befehlen? Warum soll ich gehorchen? Wenn ich zurückschauen will, dann schaue ich zurück.

Warum hat sie zurückgeschaut?

Frau Lot hätte gerettet werden können, eine der wenigen, eine Auserwählte. Wollte sie nicht gerettet werden, wenn andere untergehen? Vermochte sie nicht weiterzuleben, wenn andere getötet wurden? Hatte sie Scham über die Rettung? Scham, Ausnahme zu sein? Unwille, von einem grausamen Herrn gerettet zu werden?

Oder hatte sie Unlust, als «Frau von Lot» weiterzuleben? Hat sie es gehasst, einen «gerechten» Mann zu haben? Hat sie es gehasst, zu gehorchen, die Linie vom Herrn über Mann zu ihr durch Gehorsam zu akzeptieren?

Zurückschauen aus Neugierde ist eine zu biedere Erklärung, versehentliches Zurückschauen auch. Hat sie die Angst nicht in Schach gehalten? Hat sie die Warnung nicht geglaubt, sondern für Gerede gehalten, das sie einschüchtern sollte?

Aber vielleicht hat ihr Zurückschauen gar nichts mit dem Verbot zu tun. Sie musste einfach zurückblicken, es war ihre Stadt. Sie wollte nur innehalten, sehnsuchts erfüllt; vielleicht dachte sie an ihr Haus, an die Geburt ihrer Kinder darin, vielleicht dachte sie an einen Baum, den sie lieb gehabt hat, an ein Tier. Vielleicht wollte sie nur Abschied nehmen. Warum also die Brutalität der Antwort?

Warum ist das Zurückschauen tödlich?

Wer kann solches verlangen? Warum gibt es diese Gebote? Es gibt viele Geschichten um solche Gebote und Übertretungen. Es ist zu überlegen: warum ein Gebot? Wem dient es, ist es sinnvoll oder nicht? Kann ich es annehmen oder will ich mich dagegen wehren?

Drei andere Beispiele:

– Eva durfte nicht vom verbotenen Baum essen und tat es doch. Sie hat beim Essen der Frucht erkannt, wie Wissen ist; wie es ist, wenn einem die Augen aufgehen; wie es ist, wie Gott zu sein, und sie wurde sterblich.

– Der Sänger Orpheus durfte Eurydike aus der Unterwelt holen, verlor sie aber wieder, da er sich entgegen dem Gebot nach ihr umwandte.

– Ritter Blaubart geht auf Reisen. Seine neue Frau darf alle Gemächer der Burg ansehen, nur die letzte Kammer nicht. Sie ist verschlossen, nur er hat Schlüsselgewalt. Warum dieses Verbot? «Die letzte Kammer birgt das Geheimnis seiner Macht. Und wenn sie es entdeckt, so muss sie sterben. Das Geheimnis der Macht des Mannes ist der Tod, die zerstückelten Leichen seiner Frauen, der Boden voller Blut.» (Anemarie Dross)

Hat Frau Lot diese tödliche Macht geschaut? Musste sie darum ausgelöscht werden, um dieses Geheimnis nicht weiterzusagen: den Zweifel am guten Herrn?

Warum kein rettender Engel?

Auch Lot hatte gezögert beim Aufbruch. Die Engel drängten zur Eile, fassten «ihn, seine Frau und seine beiden Töchter an der Hand, weil der Herr mit ihm Mitleid hatte, führten ihn hinaus und liessen ihn erst draussen vor der Stadt los» (Gen 19,16).

Warum hat im entscheidenden Moment kein Engel Frau Lot zurückgehalten? Warum kein Schutzmantel, keine Flügel sie umhüllt? Warum keine Hilfe vom Mann? Warum sie und nicht er?

Der Mann erwies sich nicht als Beschützer, ebensowenig wie die Engel oder der Herr. Ritter Blaubart offenbarte sich als Killer. Die Frau aber, die das Gebot übertrat und zurückblickte, war chancen- und schutzlos. Sie wurde zur Salzsäule.

Wieviel von diesem Schrecken kann ich ertragen?

Ich muss das «Denkmal» noch aus einem andern Blickwinkel ansehen und fragen: Zeigt sich in diesem Bild auch ein sinnvoller Rat? Ich möchte ja nicht vor Blaubarts letzter Kammer vor Schreck erstarren oder wahnsinnig werden. Dann hätte solche Macht ja endgültig über mich gesiegt.

Lots Frau schaute auf das Schreckliche zurück, auf die Verwüstung des Landes, die Vernichtung von Leben und konnte es nicht ändern. Und sie konnte sich nicht lösen vom Schrecken, von der Katastrophe. Sie ist daran erstarrt, verlor die Möglichkeit zum Leben, zum Weitergehen, konnte keine Zukunft mehr beanspruchen.

Wie sehr mich diese Vorstellung angreift, wie sehr sie mich warnt und gleichsam atemlos macht! Ich muss zu einem andern Buch greifen, zu einem Gedicht von Audre Lorde. Da ist auch ein Rat drin, aber formuliert als Frage, nicht als Gebot, als Frage, der wir uns wirklich stellen müssen:

«Wieviel von dieser Wahrheit kann ich zu sehen ertragen ohne zu erblinden? Wieviel von diesem Schmerz kann ich gebrauchen?»

und «Alle» antworten in diesem Choral für die Stimmen ermordeter Schwarzer Frauen, deren Vernichtung beschrieben wird:

«Wir können nicht leben ohne unser Leben» – und dieser einfache Satz wird zweimal gesagt.

Wir müssen uns dieser Frage stellen: Wann hat es beispielsweise Sinn, Bilder von Kriegen zu schauen, Zahlen von Toten zu hören, uns mit verstümmelten Leibern zu konfrontieren? Wann ist dies wichtige Information, wann Quälerei, wann verkommt es zur Unterhaltung? Ab wann ist es nur angstmachend, baden wir uns im «Luxus der Hoffnungslosigkeit» – gerade wenn wir nicht direkt betroffen sind?

«Sieh dich nicht um. / Schnür deinen Schuh.» (Ingeborg Bachmann)

Ich will nicht Frau Lot sein – ich will Frau Lot sein. Ich möchte lebendig sein und wissen. Ich möchte weitergehen können, aber nicht naiv. Ich möchte sensibel sein, aber auch am Leben bleiben – gerade als Widerstand gegen die tödlichen Bedrohungen. Unsere Schuhe schnüren und weitergehen.

Als Anna Lot zurückblickte, da schrie sie auf vor Schmerz, sie verwünschte die Zerstörung und alle, die dran schuld waren. Sie haderte und wusste, dass sie sich wehren wollte. An ihr, mit ihr, sollte das nicht geschehen. Sie wehrte sich dagegen, stehen zu bleiben, sich aus Not auszuliefern, sich dem Schmerz hinzugeben und zu resignieren. Sie konnte sich den «Luxus der Hoffnungslosigkeit» nicht leisten. Ihre Hände griffen nach den Händen der Töchter. Sie ging weiter. Sie wusste, ich werde einen neuen Baum pflanzen, ich werde mich mit andern versammeln, ich werde daran schaffen, dass wir zu leben haben. Und sie träumte davon, weil ihre Tränen, die ihr über die Wangen liefen und in den Mund tropften, salzig schmeckten, sie träumte davon, ein wenig «Salz der Erde» zu sein, lebenswichtig zu sein, für sich und andere.

Brigit Keller ist Germanistin, Mitarbeiterin der Paulus-Akademie für die Bereiche Bildungsarbeit mit Frauen, Literatur, Ausstellungen.

Die Himmelsleiter

Ulrike Büchs

«Da traf es sich, dass Jakob nach Bethel kam und er blieb daselbst über Nacht, denn die Sonne war untergegangen. Und er nahm einen von den Steinen der Stätte, tat ihn unter sein Haupt und legte sich schlafen. Da träumte ihm, eine Leiter sei auf die Erde gestellt, die mit der Spitze an den Himmel rührte und die Engel Gottes stiegen daran auf und nieder.» (Genesis 28,11f.)

Anfang 1993 war die Künstlerin Heidi Widmer aus Wohlen drei Monate lang in Prag. Sie nennt den dort entstandenen Bilderzyklus «Die abstrakten Himmelsreiche Prags». Trotz dieses Titels sind doch konkrete Orte dieser Stadt erkennbar: Bögen, Türme, Plätze, die Karlsbrücke. In der winterlichen Jahreszeit waren die Gassen und Treppen menschenleer. Und so erscheint, was oft im Menschengewühl unscheinbar bleibt: Schattenrisse von Fassaden, Strassenschluchten, gemisselte Stufen, Konturen der Dächer und Figuren, Silhouetten in Stein gehauener Statuen, Profile fremdartiger Gestalten. Die heutigen Bewohnerinnen und Bewohner Prags treten zurück und ihre Vorfahren, Boten von fern her kommen in den Blick: Die Schutzpatrone und -patroninnen, Stadtheiligen, die Denkmäler. Über dem Stein entstehen innere Bilder, Träume, Abstraktionen, ... Himmelsreiche? Auch hier überqueren Gestalten die Treppe. Engel des Heiligen oder Boten des Todes, die sich ungehört, vergeblich abmühen im Gewirr der Stadt?

Das Traumbild

Franz Kafka lebte von 1883 bis 1924 in Prag. In seiner Erzählung «Eine kaiserliche Botschaft» schreibt er: «Der Kaiser, so heisst es, hat Dir, dem Einzelnen, dem jämmerlichen Untertanen, dem winzig vor der kaiserlichen Sonne in die fernste Ferne geflüchteten Schatten, gerade Dir hat der Kaiser von seinem Sterbebett aus eine Botschaft gesendet. Den Boten hat er beim Bett niederknien lassen und ihm die Botschaft ins Ohr geflüstert; ... Und vor der ganzen Zuschauerschaft seines Todes – alle hindernden Wände werden niedergebroschen, und auf den weit und hoch sich schwingenden Freitreppen stehen im Ring die Grossen des Reiches –, vor allen diesen

hat er den Boten abgefertigt. Der Bote hat sich gleich auf den Weg gemacht; ... Aber statt dessen, wie nutzlos müht er sich ab; immer noch zwängt er sich durch die Gemächer des innersten Palastes; niemals wird er sie überwinden; und gelänge ihm dies, nichts wäre gewonnen; die Treppen hinab müsste er sich kämpfen; ... Niemand dringt hier durch, und gar mit der Botschaft eines Toten. – Du aber sitzt an deinem Fenster und erträumst sie Dir, wenn der Abend kommt.»

Ja, dringen die Boten des Vergangenen nicht mehr durch, gleich ob sie in Prag, in Florenz, Kairo oder Athen stehen? Vielleicht weil ihr Ursprung zweifelhaft wurde: eine graue verstorbene Eminenz im Hintergrund, vergraben in Kirchen und Palästen? Mit seinen Texten trifft Kafka das urbane Lebensgefühl unseres Jahrhunderts: Entfremdung, Gottesferne, labyrinthische Hast lässt eine Botschaft verstummen.

«Du aber» – so schliesst Kafkas Text – «sitzt an Deinem Fenster und erträumst sie Dir (die Botschaft), wenn der Abend kommt.» Die Engel in Jakobs Traum kommen nicht von oben. Zuerst steigen sie von unten herauf, von dort aus, wo Jakob zur Ruhe kommt. Dann erst steigen Engel die Himmelsstiege hinab. Das Traumbild, die Sehnsucht, der Schrei – in den Himmel geworfen – kehrt zurück. Keine Botschaft von oben nach unten, hierarchisch abgestuft, vielmehr ein gegenseitiges Auf und Nieder, ein Gespräch, spielerisch oder streitbar. «... und erträumst sie dir, wenn der Abend kommt.» Vielleicht ist tatsächlich die Stunde der Dämmerung, des Alleinseins, der Traumzeit ... der Ort, wo Himmelsleitern entstehen. Auf Heidi Widmers Zeichnungen werden im dämmerigen Nebel, in klammer, kalter Nässe unsichtbare Verbindungen sichtbar. Die Fäden, die diese Bilder durchziehen, sind kein beliebiges Markenzeichen. Signet der Künstlerin, sondern ihr offenbar eine Notwendigkeit. Mitunter sehen die Linien aus wie Regenschauer, Hagelstürme, Dunkelwälder oder Sonnenstrahlen. Gestreiftes Wetter, gestrichelte Aussicht. Der Himmel voller Ausrufezeichen. Fegende Winde, drohende Gewitter oder Hoffnungszeichen am Horizont. Die Spuren sind nicht eindeutig. Es ist, wie wenn die Luft, besser, das «was in der Luft liegt», nicht still stehen würde, sondern von flirrenden, flimmernden Schnüren durchzogen wäre: von Drähten, Kabeln, Bandagen, Seilschaften. Über die Steintreppe legen sich andere Verbindungen wie die traumhaften Stufen des Jakob, eine Leiter aus Licht, «die mit der Spitze an den Himmel rührt.» (Genesis 28,12)

Die Ambivalenz im Bild

Wie jedes gute Symbol sind auch die Fäden in Heidi Widmers Bildern ambivalent. Mitunter werden sie zu Fangnetzen, Spinnweben oder Gitterstäben, und ich muss dabei an Beziehungen denken, die einschnüren, am Gängelband halten und einfangen. Das kann



Heidi Widmer: aus dem Zyklus «die abstrakten Himmelsreiche Prags» 1993

zum Lebensgefühl werden: Familiäre Bande, berufliche Verpflichtungen, die fesseln, Leistung und Prestige, die Kräfte einbinden, Normen, Erwartungen, Rollenbilder, in denen wir uns verstricken. Wir meinen, frei zu sein und müssen erkennen, wie wir uns neue Fesseln schaffen: Marktgesetze, Produktions- und Konsumzwänge, Termindruck. Dabei wird uns der Himmel versprochen. Die zwei kleinen Figuren z.B. auf der Treppe unter den Torbögen wirken wie Marionettenfiguren, an langen Fäden hängend, abhängig von unsichtbaren Mächten. Sind es Winzlinge in einem grossen Welttheater, die unter Spotlights und Laserstrahlen ihre Rolle spielen? Alles wird zur Kulisse. Auch das ein Eindruck unserer Tage? Da sind zwar einzelne auf der Karriereleiter und im Rampenlicht, Politiker, öffentliche Personen, aber von unzähligen Verbindungen und Abhängigkeiten geleitet. Die ehemals göttliche Eminenz im Hintergrund (oder Überbau) hat neuzzeitliche Nachfolger bekommen: graue Herren, die die Fäden in der Hand halten, den Auf- und Abstieg anderer bestimmen. Himmelsleitern: Was leitet

uns in unserem Handeln? Von wem und zu was wollen wir uns verleiten lassen? Wenn ich weiter in dieses Bild hineinschaue, nehme auch noch anderes wahr. Ich sehe plötzlich Energieströme, Nervenstränge, Wege der Kraft. Ich entdecke Leuchtschächte, Lichtschluchten, die Himmelsleiter als Transparenz zwischen oben und unten. Ist da etwas vom Himmel zu ahnen, der auf die Erde strömt? Goldregen, Sternschnuppen, Geistesblitze, Einfälle. Licht stürzt auf Stufen, Fassaden und Gestalten. Der Himmel fliesst herab, das Helle rieselt nieder, das Unverfügbare fügt sich ein zwischen Schatten. Was mir vorher Angst machte: die Einschnürungen, Abhängigkeiten, Fesseln, erscheint mir nun wie Lebensadern durchlässig nach oben, offen für Transzendenz. Vielleicht ist es bezeichnend, dass wir Verbindungen oft zuerst in ihrer Problematik als Einengung und Verhaftung denken. Soweit ist es mit unserem Individualismus gekommen. Man könnte ja Verbindungen auch denken als Anziehung, als gegenseitige Bereicherung, als verbindliche Achtsamkeit fürs andere, fürs Fremde, fürs

Göttliche.

«Da träumte ihm, eine Leiter sei auf die Erde gestellt, die mit der Spitze an den Himmel rührte...» Heidi Widmers Treppe endet im ausgesparten Weiss, im Licht, in der Unendlichkeit. Die Spitze dieser «Himmelsleiter» rührt an das Unsichtbare, an eine leergelassene Bildfläche. Das Einfallstor des Himmels steht offen. Hier treffen sich die mystischen Erfahrungen aller Religionen: Als einzelne letztlich befreit im Lichte Gottes, ausgesetzt der Leere, dem Nichts.

Der Schriftsteller Alfred Andersch schrieb 1952 (in seinem Buch «Kirschen der Freiheit»): «Die Freiheit ist das Alleinsein mit Gott oder dem Nichts. Ich weiss nicht genau, ob es Gott gibt. Aber es scheint mir ziemlich absurd, anzunehmen, es gäbe ihn nicht. Gäbe es ihn nicht, so wäre an seiner Stelle das Nichts. Man stelle sich vor: das Nichts. Es wäre ein genauso grosses Heiliges wie Gott. Es wäre ungeheuer und so ungeheuerlich verpflichtend wie Gott. Gott würde in das Nichts eintreten und es göttlich machen. Das Nichts wäre Gott.» «Als Jakob erwachte, sprach er: Fürwahr, Gott ist an dieser Stätte, hier ist die Pforte des Himmels. Und ich wusste es nicht.» (Genesis 28,16f.)

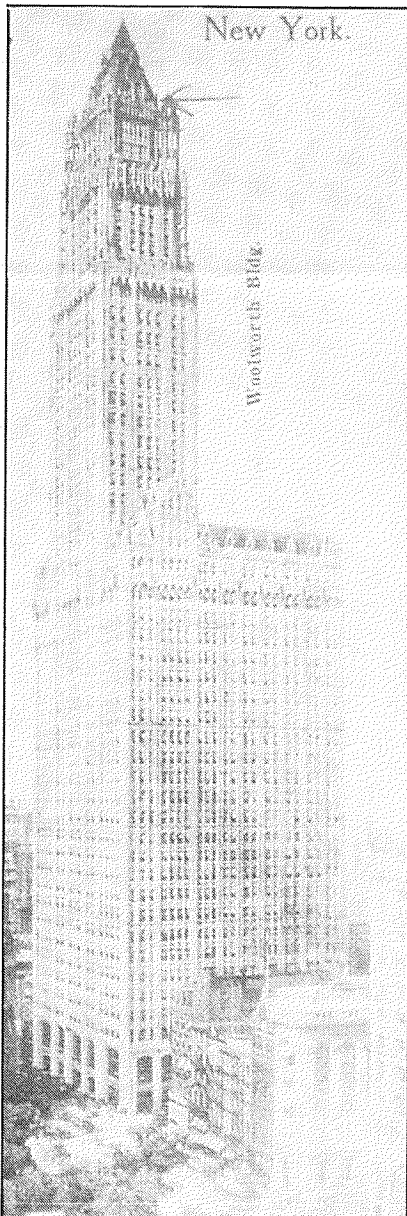
Ulrike Büchs ist Pfarrerin in Lenzburg mit Schwerpunkt Seelsorge und Frauenarbeit.

Der Turmbau zu Babel

Silvia Strahm Bernet

6

Es war einmal ein Mann, der unternahm den waghalsigen Versuch, ein Stück zu schreiben, sein *bestes* Stück. Er nannte es «Der Turmbau zu Babel». Eine Komödie sollte es werden, also schmerzhaft und hinterhältig. «Ich schrieb: Ich war besessen vom Stoff. (...) Aber mein Glaube an das schwindelerregende Unternehmen begann zu



Woolworth, Building, New York 1913

schwinden. Ich war wie ein Seiltänzer, der, mitten in seiner Aktion an seinem Können zweifelnd (...) immer zweifelnder balanciert.» (1) Nicht nur Friedrich Dürrenmatt scheiterte schliesslich am Turm, auch jene ehrgeizigen Baumeister von «Stadt und Zitadelle» in der biblischen Erzählung vom Turmbau zu Babel in Gen 11.1-9 brachten ihren Turm nicht zu Ende. Ruinen hier wie dort.

Während die Bibel von Gott zu erzählen weiss, der die Vollendung des Turmes verhinderte, verbrannte Dürrenmatt eigenhändig die Fragmente seiner Niederlage. Seine Idee bleibt dennoch auch als Skizze verführerisch genug. Sein Turm, der von den letzten Menschen gebaut wird und bis in die Leere des Alls vorstösst, ist ein Projekt des völkerunterjochenden Nebukadnezars, der die Himmel erobern und Gott töten will, «den Schöpfer dieser unsinnigen Welt (...) Er schreit. Keine Antwort. Er fordert Gott zum Zweikampf auf. Stille (...) Der Feind zeigt sich nicht.» Als er schliesslich einen auftauchenden Greis, der mit einem Besen einige Atome zusammenkehrt, nach Gott fragt, schaut der bloss in die Leere rundherum und sagt: «Weiss nicht.» Er sei Nebukadnezar und er habe den Turm gebaut, den Himmel erreicht, und nun suche er Gott zu töten, den Urverbrecher. «Das habe er auch einmal unternommen (...) Wie Nebukadnezar habe auch er ins Grenzenlose gebaut, nun habe ihn der König von Babylon erlöst, nun sei es an diesem, den Weltdachboden zu kehren.» Nebukadnezar stösst sein Schwert in den Boden, nimmt den Besen, verlässt die Bühne irgendwohin ins Nirgendwo des Nichts. «Nur das Schwert steckt mitten auf der Bühne, vibriert leicht, ein sinnloser Gegenstand.» (2)

Die Himmel sind gottlos leer. Es gibt keinen Kampf zu kämpfen. Schwerter werden zu Besen und Himmelsstürmer mit Vernichtungsdrang zu Weltdachbodenkehrern. Auch so können Niederlagen aussehen. Der Traum ist alt, aber nicht jede(r) baut Türme, um Gott aus der Reserve zu locken. Manès Sperber erzählt in seiner Autobiographie «Die Wasserträger Gottes», wie er als Kind aufs Scheunendach stieg und Kieselsteine mit voller Wucht gegen den Himmel warf: «Ich hoffte, ein Stein würde ihn treffen, verstimmt würde Gott dann eine Klappe öffnen und böse auf mich herabblicken. Ich war entschlossen, ihm standzuhalten, ja ihm Vorwürfe zu machen...» (3)

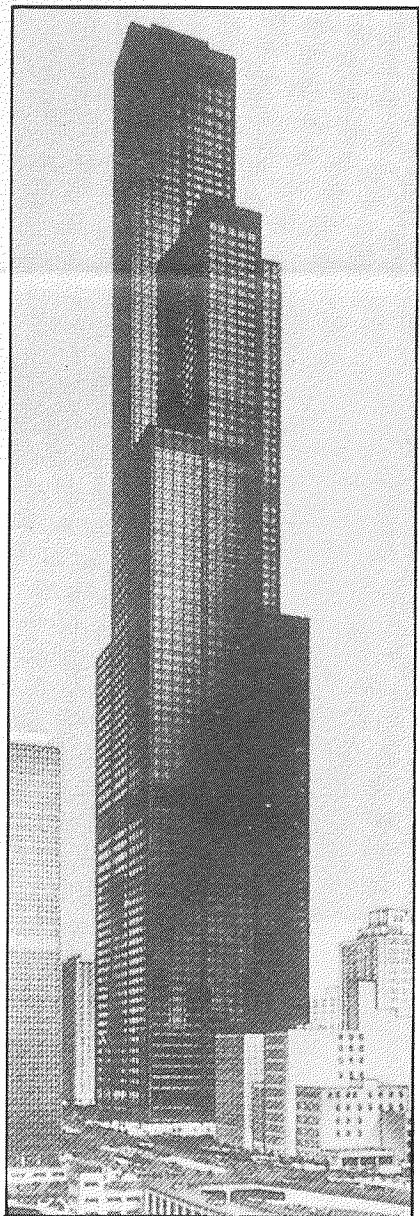
So alt wie der Traum ist auch die Erfahrung, dass die Klappe kaum je aufgeht, sodass vor allem die Geschichten bleiben, die einen vielleicht wehmütig stimmen ob der Macht eines Glaubens, der Gott hinabsteigen lässt aus den Himmeln, um die Dinge in seinem Sinne zu regeln und wenn nötig «den Ball aus der Hand der furchtbaren Spielenden» (Nelly Sachs) zu nehmen.

«... da hörten sie auf die Stadt zu bauen» – so endet die Geschichte nach der göttlichen Intervention in Gen 11; aber

natürlich geht sie dennoch weiter. Die Türme werden weiterhin gebaut und so hat auch das Bild des Turmbaus zu Babel nichts von seiner Attraktivität verloren. Noch immer spukt es im kollektiven Gedächtnis als verführerisches Medium vielfältigster Denkbewegungen herum und verleitet zu halbschweren Spekulationen und Assoziationen. Turmrede gerät zur Weltrede und Turmdeutung zur Weltdeutung. Aber seis drum. Schicht um Schicht wurde der Turm über die Jahrhunderte hinweg mit Interpretationen zu nutzbringender äusserer Gestalt geformt und lässt sich wohl kaum an die Zügel der *richtigen Lesart* binden. Bevor die Gedanken aber sozusagen frei ausschäumen dürfen, soll der wissenschaftlichen Analyse kurz das Wort gegeben werden, um wenigstens klar zu machen, welches die historischen Fundamente dieses Turmes sind, den wir hernach in neue Gegenden setzen.

«Wohlan! Bauen wir uns Stadt und Zitadelle...» (Gen 11,4)

Die gebräuchlichste Fehlinterpretation der Erzählung vom Turmbau zu Babel



Sears Building, Chicago 1974

macht aus dem Text ein Lehrstück über die menschliche Hybris und deren Zerstörung durch Gott, sieht in ihm also einen Kampf, in dem eigene (menschliche) Kraft versus Gottvertrauen stehen.

Nun scheint das Herausfiltern menschlicher Hybris nicht gänzlich falsch, unterliegt aber offenbar da einem Irrtum, wo die Hybris im Turmbau gesehen wird anstatt in der *einen Sprache*, welche die Voraussetzung des geschilderten Handelns bildet.

Zentrum des Textes resp. ursprüngliches Motiv ist diese *eine Sprache* (besser: eine Rede) und die Verbindung mit dem Bau von Stadt und Zitadelle (Turm). Reflektiert wird darin das politisch-theologische Problem des assyrischen Weltherrschaftsanspruches, der sich nicht nur im Versuch der Vereinigung der Weltbevölkerung in einem Weltreich (*ein Volk*) äussert, sondern auch in imperialen Bauprojekten.

Die Hybris liegt demnach nicht im Bauprojekt selbst, sondern im politischen Anspruch auf Weltherrschaft, den JHWH verneint und (zer)stört. In einer späteren Relecture (Wiederlesen) wird der Text auf die Zeit des babylonischen Exils übertragen und seither steht der Turm in Babel (Babylon), nicht als Mahnmal individueller Vermessenheit und Sünde gegen Gott, sondern als Zeichen der Opposition JHWH's gegen politische Weltherrschaftstyrannie und als Zeichen der Befreiung aus der Umklammerung der *einen Welt* und des *einen Volkes*. (4)

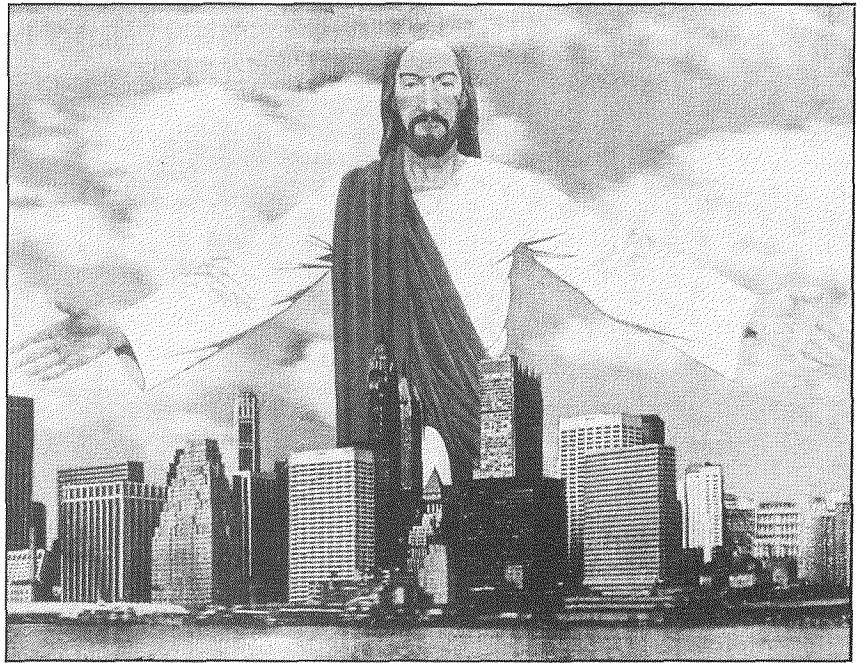
**«... und deren Haupt am Himmel»
(Gen 11,4)**

Nicht nur Dürrenmatts Nebukadnezar will mit seinem Turm den Himmel erobern, auch das wohl bekannteste Bild vom Turmbau zu Babel von Jan Brueghel d. Ae. schlägt dieses Thema an. Sein Bau lässt zwar ahnen, dass er niemals fertigzustellen ist, die Wolken an

seiner Spitze aber deuten darauf hin, dass zumindest die Herausforderung gelungen ist. Auch Brueghels Turm ist eine Art «Skyscraper», ideologisch zumindest. Ungefähr drei Jahrhunderte später wird das Ganze dann dank Stahl und Lift auch baulich realisiert.

Natürlich gibt es Türme im Sinne moderner bautechnischer Definitionen bereits seit dem 11. Jahrhundert (5),

männlichem und göttlichem Potentat auf (Frauen sind wie immer Zuschauerrinnen), wie etwa das 1913 von der Warenhauskette Woolworth gebaute gotische Hochhaus (241m) mit dem Namen «Cathedral of commerce» (Handelskathedrale) deutlich macht, das zwar bereits Gott durch den freien Markt ersetzt, die neue Religion aber noch mit alten Bildern tarnt. (6) Bereits der Fir-



Christ of the City: Sehnsucht nach dem Segen, ca. 1980

aber erst die in Amerika entstehenden Wolkenkratzer sind die augenfälligsten Verwandten jenes babylonischen Turmes, der durch unser aller Bildgedächtnis geistert. Während die Türme der Kathedralen noch den Blick zur Ehre Gottes in die Himmel lenken, sind die modernen Wolkenkratzer nicht mehr viel mehr als himmelsstürmende Erektionen der Macht. Nur vereinzelt scheint noch etwas von einem Konkurrenzkampf um Weltherrschaft zwischen

menprospekt der Chase Manhattan Bank von 1961 verzichtet auf religiöse Stukkatur und setzt ganz allein auf die Sakralität eines Erfolges, der sich auf der Himmelsleiter Geld in luftige Höhen schwingt. Die Bank wird da zum «auftragenden Symbol für das Vertrauen... in die Zukunft des hochgeschossigen Finanzzentrums und neuer Höhepunkt im modernen Management.» Wie liesse sich Zentralismus und Machtkonzentration besser gebündelt manifestieren als in den Hochhäusern der Hochfinanz? Wen erstaunt es da noch, dass der Stararchitekt Jean Nouvel an einem «Tour sans Fins» arbeitet und man in Japan die Erbauung einer «Aeropolis» inmitten der Bucht von Tokyo plant? Ob nun Banken, Verwaltungsgebäude oder Wohntürme – gigantisches Feiern des eigenen Könnens bleibt es allemal. «Der Turm zu Tokyo» soll 2001m hoch werden (höchstes Gebäude bislang ist der Sears Tower in Chicago, 443m.) 300000 Menschen sollen auf 22 Mio qm Nutz- und Wohnfläche leben und arbeiten. Die 16 Stockwerke hohe Lobby-Halle mit Wasserfall und Wald soll Naturverbundenheit suggerieren.

Aeropolis, dieses Symbol des 21. Jahrhunderts, so ihre Schöpfer, ist Stadt und Zitadelle in einem. Nicht deportierte Völker wohnen darin, aber es muss wohl auch eine Form des «fern der Heimat», des Exils sein, für jene, die da leben sollen. 300000 Menschen sprengen jedenfalls den Begriff des Hauses. Und wenn wir der Etymologie trauen, die eine enge Verwandtschaft zwischen den



King Kong 1933

germanischen Worten für Haus und für Hose/Hort feststellt, entpuppt sich auch dieser Traum als durchaus der männlichen (Denk-)Anatomie entsprechend: Wenn das Leben zwischen den Beinen beheimatet ist, kann eine Hose auch ein Hort sein und Aeropolis ein angemessenes Zuhause.

Dass aber auch Potenz aus Stahl und Beton nicht alle Verlustängste bannt und auch das Ausgesperrte – nennen wir es Natur – als bedrohliche und vielleicht letzten Endes unzählbare Kraft anderswo erneut in den Rücken fällt, zeigt der Alptraum mit Namen *King Kong*, der in den 30er Jahren hinter der Skyline New Yorks auftaucht und die Stadt in Angst und Schrecken versetzt. Die tollkühnen irdischen Weltenschöpfer sind sich ihrer Sache nicht so ganz gewiss und wenn sie auch nicht mehr daran glauben, dass Gott herabsteigt und ihren Pfusch in Ordnung bringt, so lassen sie mindestens einen überdimensionierten Affen an ihre Angst rühren, es möge ihnen nicht gelingen, alles unter Kontrolle zu halten – rational, funktional und effizient.

«Siehe: ein einziges Volk, und eine gleiche Rede ihnen allen» (Gen 11,6)

Der Turm ist die architektonische Seite der Macht und zugleich die angemessene Visualisierung der Megalomanie gesellschaftlicher Hochkultur. Babel ist zu ihrem Symbol geworden, aber auch zu ihrem «*mea culpa*», wie die Kamerunerin Axelle Kabou bissig bemerkt, die im westlichen Zivilisationskritiker – dem Tiers-Mondisten – den bablistischen technologischen Gipfelstürmer und Grenzüberschreiter sieht: «Und wenn der weisse Mann in solchen Momenten laut ausruft, dass die Maschine den Menschen zerstört, dann geschieht das bloss um Busse zu tun, und nicht, um endgültig auf die Maschine zu verzichten: Die Arche Noah ist immer in der Nähe, um die reuigen Bablisten aus der Sintflut des Hochmuts zu retten und sie zu noch besseren technologischen Horizonten zu bringen. (7)

Das Turmprojekt sei ein «Feldzug in die Höhe» (Peter Sloterdijk) – ein Feldzug auch in die Abstraktion der *einen* Welt («ein Volk»), die nicht mehr auf dem Boden territorialer Annexion entsteht, sondern in den Gefilden der globalisierten Marktwirtschaft.

Der moderne Nebukadnezar steigt in keinen Himmel mehr, um Gott zu töten, sondern manipuliert als «Büro-Eremit» (8) die internationalen Währungsmärkte, kämpft um Marktanteile, schafft hyper- und multinationale Organisationen, Weltbanken und Währungsfonds und bekleidet seine Weltherrschaftsansprüche mit CNN und MTV, life and cool.

Was die Assyrer nicht schafften und die Mesopotamier nicht, erreichten die ökonomistischen Verkehrsformen von Markt und Geld (9): One World! Nur, was tun die Herren oben in ihren luftigen Höhen der Macht, wenn die Fundamente ins Wanken geraten? Werden sie den Besen nehmen und den

Dreck wegkehren? Diese Eine Welt, die da zusammenwächst, spaltet sich ja immer mehr in eine «Hochleistungs- und eine Verelendungslinie» und produziert, weil es internationale Ausgleichsstrukturen für «Weltsozialfälle» nicht gibt, Verliererkatastrophen zu Hauf. Auch die alten Nationalökonomien scheinen sich innerhalb der globalisierten Markt- und Geldkapitalprozesse nicht einfach in eine grössere Einheit aufzulösen, sondern ihnen wird die Luft abgedreht. (10)

Die eine Welt, obwohl global sich gebärdend, ist winzig klein, wenn man sie an ihren Profiteuren misst.

Und dazu gehören wohl auch wir, auch wenn diesbezüglich unsere Tage gezählt sein mögen. Noch zappeln wir aber am Haken der allerheiligsten Marktlogik, und wer bringt es schon fertig, beim Zappeln an der Macht des Hakens zu zweifeln und mit kühlem Kopf ernsthaft darauf zu hoffen, freigelassen zu werden.

Weltherrschaft, die sich als Krieg, Unterdrückung, Okkupation und Deportierung äussert, als Unrecht zu verurteilen und sich die Alternative dazu vorzustellen, ist relativ einfach – auch wenn das Verlangen, dem Einhalt zu gebieten den Wunsch nach göttlicher Intervention wachrufen lassen mag. Marktwirtschaftliche Konkurrenzökonomie, Globalisierung der Warenproduktion, der Arbeitsteilung und der Finanz- und Kreditsysteme, Verwertungslogik des Geldes... – eine Weltherrschaft, die sich so ausdrückt, ist schwerer als solche fassbar. Wer sind wir denn, wer müssen wir sein, um das überhaupt zu verstehen und Alternativen dageganzusetzen?

«Da hörten sie auf, die Stadt zu bauen»

Noch ist es nicht soweit. Noch bindet kein anderes Projekt soviel Kraft und Macht und wahrscheinlich sogar Hoffnung wie der «Turmbau» der Moderne, gegen den sich alle anderen Vorhaben als zu bedrohliche oder klägliche Alternativen ausnehmen. Noch glauben viele an Sanierung und Renovation und an eine Herrichtung von Räumen, die Überlebensplatz für alle bieten. Wie Brueghels Turm ist auch unsere Welt nicht viel mehr als eine Gross-Baustelle: die einen Räume sind bis ins Detail gestaltet, während die anderen noch nicht mal richtig in Angriff genommen wurden.

Der Turmbau zu Babel und damit der ihm zugrundeliegende imperialistische Mythos der Weltherrschaft wurde in der biblischen Erzählung von Gott vereitelt. Uns bleibt, wenn wir den Mythos entkleiden und ihn irdisch nackt nehmen, die Botschaft vom Scheitern übrig. Nur: Auch das Scheitern ist so vielfältig wie die Ziele, die es nicht erreichte. Ja wenn es so einfach wäre und wir wüssten, es wäre nur dieser eine mit Namen Nebukadnezar, und wir könnten ihm einen Besen in die Hand drücken. Was wir sehen ist: es sind deren viele und ihre Schwerter werden nicht zu Besen und eher krepeln sie die Ärmel

hoch zu morden, denn den Dreck zusammenzukehren.

Vielleicht ist es mit unserem Turmbau-projekt mitsamt seinen auch sinnmachenden Problemlösungsversuchen im Bereich der «einen Welt» so wie mit jenem von Kafka beschriebenen Kartenhaus, das nicht zusammenstürzte, weil jemand am Tisch gerüttelt hat, sondern weil es ein Kartenhaus war.

Silvia Strahm Bernet ist freischaffende Theologin und Mitherausgeberin/Mitredaktorin von FAMA.

1) Friedrich Dürrenmatt, *Turmbau. Stoffe IV-IX*, Zürich 1990, 52.

2) *ibd.* 47-49.

3) Manès Sperber, *Die Wasserträger Gottes. All das Vergangene...*, Wien 1974, 34.

4) Vgl. dazu: Christoph Uehlinger, *Weltreich und «eine Rede». Eine neue Deutung der sogenannten Turmbauerzählung*, Universitätsverlag Freiburg CH, 1990.

5) Vgl. Ulrich Schmidt, *Treppen der Götter, Zeichen der Macht. Das Buch der Türme*, Wien 1970.

6) *Mythos Wolkenkratzer. Ausstellungs-Katalog des Architekturmuseums Basel*, Basel 1992, 31.

7) Axelle Kabou, *Weder arm noch ohnmächtig. Eine Streitschrift gegen schwarze Eliten und weisse Helfer*, Basel 1993, 75.

8) Vgl. dazu: Peter Sloterdijk, *Im selben Boot. Versuch über die Hyperpolitik*, Frankfurt a.M. 1993.

9) Vgl. dazu: Robert Kurz, *Der Letzte macht das Licht aus. Zur Krise von Demokratie und Marktwirtschaft*, Berlin 1993.

10) *ibd.* 125.

Bild des Werdens und Vergehens – Menstruation

Marie-Theres Beeler

Eine Antwort auf die Frage nach dem Bild, das mir bei der Arbeit am Buch «Bilder-Sturm» (zusammen mit Lisiane Enderli, erschienen 1993 im Rex-Verlag) am nächsten gekommen ist, brauche ich nicht lange zu überlegen. Es ist das Bild von der Verbindung von uns Frauen mit dem Kosmos und mit dem Geheimnis des Lebens, das sich darin zeigt und verbirgt. Monatlich wird die Erinnerung an dieses Bild lebhaftig. Ich spüre warmes Blut, das meinen Körper verlässt. Es ist wieder so weit – Blüte-Zeit. Seit der Geburt meiner Tochter erlebe ich den Blutfluss noch intensiver und kraftvoller als zuvor. Dass ich Menstruation heute als ein Ereignis wahrnehme, das mir Zuversicht und Kraft vermittelt, das mich sogar stolz macht, hat mit der intensiven Auseinandersetzung mit diesem Bild zu tun.

Dabei bin auch ich mit der Unterweisung aufgewachsen, dass man(n) mir nichts anmerken darf, wenn ich meine Tage habe. Auch ich habe gelernt unsichtbare Minibinden und noch unsichtbarere Tampons häufig zu wechseln! Blutgeruch – igit! Das Ziehen im Bauch sah mir niemand an. Menstruationsbeschwerden sind allenfalls ein Gesprächsthema hysterischer Weiber, aber doch nicht meins. In der Unwissenheit, dass Hystera soviel wie Gebärmutter bedeutet, fügte ich mich brav ein, in die Reihe der gebärmutterlosen Wesen, die 30 oder 31 Tage im Monat mit keiner Wimper zucken. Als Jugendliche bildete ich mir sogar etwas darauf ein, jederzeit ohne Probleme am Turnunterricht teilzunehmen und schwimmen zu gehen. Tage bewusster Zurückhaltung, um bei meinem Ereignis zu verweilen, waren nicht vorgesehen.

Auf meinem Weg als Theologin, die sich für ein Engagement in der katholischen Kirche zumindest interessierte, erfuhr ich, wie gerade die Menstruation als Argument gegen die Zulassung der Frauen zum Priesteramt gilt. Man stelle sich eine menstruierende Frau am Altar vor! Eine Zumutung für die frommen Seelen! Während sich die christliche Tradition in antisemitischer Arroganz von kulturellen Vorschriften des Alten Testaments abzuheben glaubt, scheint alles, was mit dem Blut und der Körper-

lichkeit von Frauen zusammenhängt, nach wie vor Bestand zu haben. Eine menstruierende Frau ist unrein. Vorbild der Frauen ist die Reine, von der behauptet wird, sie hätte nie menstruiert. Denn die Idee der unbefleckten Empfängnis beinhaltet auch die Vorstellung, Maria hätte sich nie mit Blut befleckt. Das für uns bereitgestellte Idol bezüglich Frau-sein war also nicht nur die Demütige, nicht nur als gleichzeitige Jungfrau und Mutter völlig unerreichbar, sondern auch körperlich weit entfernt von unserem eigenen Erleben. Derweil wandeln Männer, die noch nie eine Frau berührt haben sollen, Blut auf den Altären. Der Menstruationsneid der Männer, die das weibliche Blut abwerten müssen, um es sich in veränderter Form wieder anzueignen, weist

Macht konkurrieren.

Mit der Abwertung der Menstruation wurde den Frauen ihre Macht genommen, eine Macht, die nicht das Blut anderer braucht. Diesen Diebstahl des Symbols zu realisieren, hat mich traurig und wütend gemacht. Und das Traurigste: Ich habe das patriarchale Urteil übernommen und während Jahren habe ich meine kraftvollen Tage als notwendiges Übel abgewertet, wie es meine Erziehung und meine Umgebung nahelegten. Zunächst hat mich die Einsicht beschämt, selber während Jahren diese Form der Unterdrückung des Weiblichen praktiziert zu haben. Da, wo sie mich am unmittelbarsten betrifft, da, wo es um meinen eigenen Körper geht, habe ich sie so lang nicht bemerkt.

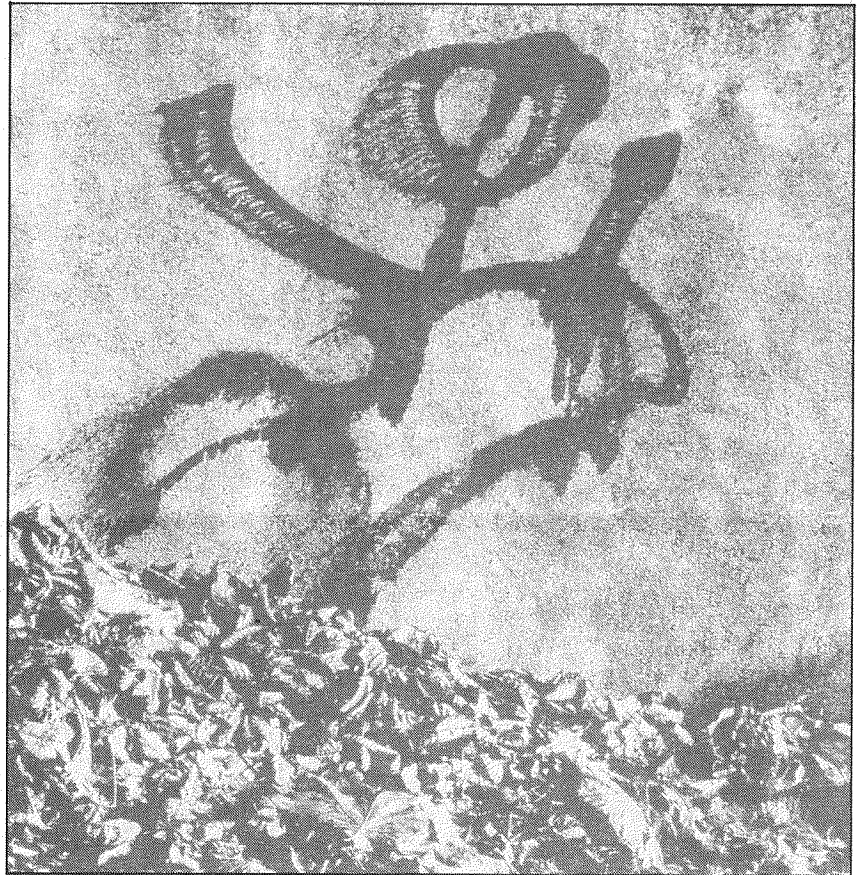


Foto: Margrit Munter

auf die enorme Macht des weiblichen Blutes hin.

Das Bild der Verbindung der Frauen zum Geheimnis des Lebens wurde nicht nur von den Kirchen in ein Bild unserer Minderwertigkeit verwandelt. Kulturell, politisch oder wirtschaftlich, hat das Blut der Frauen keinen besonderen Stellenwert, ganz im Gegenteil. Frauen haben den Beweis anzutreten, dass sie immer funktionieren – trotzdem. Es hat keinen Zyklus mit unterschiedlichen Befindlichkeiten zu geben, wenn wir mithalten wollen. Man stelle sich vor, eine Frau bliebe jeden Monat drei Tage von der Arbeit weg, weil sie sich schützen oder sammeln muss. Auch die Aneignung der Energie des Blutes beschränkt sich keineswegs auf den kultischen Raum. Ich bin erschüttert, wie es auch heute tagtäglich in Kriegen vergessen wird, weil Männer um ihre

Heute hat mich die Erkenntnis in das Verdrängungsmuster in meiner Auflehnung gegen jeden Diebstahl an uns Frauen radikalisiert. Scham und Trauer werden zum Motor, den Betrug aufzudecken. Ich will die freigewordene Energie nutzen, um die Symbolik des Patriarchates zu benennen und ihr zu widerstehen. Ich gewinne Kraft, Symbole anzuklagen, die Macht als Unterdrückung verstehen und preisen. Alternativen dazu zu entwickeln, zusammen mit Frauen und Männern, beginnt auf der Ebene der Bilder von Werden und Vergehen, von Behalten und Loslassen, von Energie aufnehmen und Bluten.

Marie-Theres Beeler ist Theologin, freie Mitarbeiterin verschiedener Zeitungen und Zeitschriften, Bundesleiterin des Blaurings.

In den Bergen bin ich dem Himmel näher

Cornelia Jacomet

10

Ich bin eine Berggängerin. Keine fanatische, die bedenkenlos und ungehemmt ihre Wildheit, Wut und Kraft gegenüber dem Berg freilassen muss. Auch keine, die in die Berge geht, um die Berge herauszufordern und sich mit ihnen zu messen. Worte wie kämpfen, bezwingen brauche ich nicht. Aber ich liebe die Berge leidenschaftlich. Sie sind wie Freundinnen und Freunde für mich. Angst vor ihnen habe ich keine, ich nähere mich ihnen mit dem Respekt, den sie mir abverlangen. Ich lerne von ihnen, wenn ich sie aufsuche, bin ich mir besonders nah, sie fordern mich heraus. Eigentlich nicht einmal sie selbst. Es ist für mich eine Herausforderung, jedesmal die Ausdauer und die Kraft aufbringen zu wollen, um einen Berg zu besteigen, denn es ist sehr an-

strengend, ich komme an meine körperlichen Grenzen. Ich schwitze und keuche den Berg hinauf. Das Herz klopft mir bis zum Halse. Ich muss innehalten, Pause machen, mich neu motivieren und sagen, du wirst belohnt werden, du wirst dich unendlich leicht fühlen, du wirst in die Weite sehen können, das wird dir gut tun, so sehr, dass du während Wochen ja Monaten die Weite, die Stille, die Ruhe und Erhabenheit wiedererinnern kannst. Die Welt wird sich unter dir ausbreiten, du wirst von all dem erfüllt werden, zufrieden sein, wenn du oben bist, wenn du ruhen kannst, wenn sich dein Pulsschlag und deine Körpertemperatur wieder durchschnittlichen Werten nähern.

Kindheit

Die Berge sind mir schon früh in meiner Kindheit begegnet. Auf dem Grabstein eines nahen Verwandten, der zu früh von vier unmündigen Kindern weggestorben ist, stand ein Psalmvers: «Ich blicke hinauf zu den Bergen, denn von dort erwarte ich Hilfe». (Psalm 121,2) Obschon ich beim Tod dieses Verwandten erst vier Jahre alt war, hatte ich eine starke Erinnerung an ihn. Durch die Tradition der Familie, mehrmals im Jahr die Gräber von Verwandten zu besuchen, hat sich dieser Psalmvers mir tief eingeprägt. Ich wusste auch sehr viel über die Berge aus den Erzählungen des Vaters, der in den Bergen aufgewachsen ist. Ich bin sicher, dass auch er sie geliebt hat, denn sobald alle meine Geschwister gehen

konnten, haben wir alle unsere Ferien in den Bergen verbracht und unzählige Berge bestiegen, wie es uns Kindern schien. Ich denke, dass die Liebe zu den Bergen auch in der Liebe zu meinem Vater begründet liegt. Auch ihm, der schon lange tot ist, kann ich so näher sein.

Kraftort

Der Berg gilt als Kraftort. Man glaubt, dass in den Bergen die kosmische Energie besonders dicht und intensiv ist. Die weisen Frauen wussten und haben es uns überliefert, dass die Heilkräuter, die in den Bergen wachsen, besonders heilsam sind. Berge sind von Kräften erfüllt, die frau/mann in gewissen Fällen fühlen, wahrnehmen, bewusst in sich aufnehmen und um entscheidende Hilfe bitten kann.

Religion

Berge haben in der religiösen Empfindung und Symbolik sehr vieler Völker schon immer eine wichtige Bedeutung gehabt. So glaubten und glauben die Menschen, dass die Berge dem Himmel und damit dem Göttlichen näher sind. Eine besondere Heiligkeit spricht man ihnen auch zu, weil sie seit vielen Millionen Jahren bestehen und darum Zeitlosigkeit und Ewigkeit symbolisieren. Berge sind von je her die Wohnstätten und Versammlungsorte von Göttinnen und Göttern. Ganze Völker hielten darum einen respektvollen Abstand zu den Bergen. Andere wiederum suchten die Berge auf, um den Göttinnen und Göttern zu begegnen. So finden sich



Foto: Ansel Adams

auch aus früheren Zeiten Grabstätten und Altäre auf Bergen. Die Indianerinnen und Indianer suchten die Berge auf, wenn sie sich auf die Visionssuche machten. Die Religionsgeschichte kennt zahlreiche Berge, von denen man glaubte, dass sie als kosmisches Zentrum Himmel und Erde miteinander verbinden. Auch der biblische Schöpfungsgott stieg auf den höchsten Berg um sein Werk zu überschauen.

Der Berg in der Bibel

Eine wichtige Rolle kommt den Bergen in der Geschichte der Befreiung der Israelitinnen und Israeliten zu. Auf dem Berg Sinai haben entscheidende Begegnungen mit Gott stattgefunden. Auch die Prophetinnen und Propheten des ersten Testaments hielten sich oft in den Bergen auf, einmal, um Gott zu begegnen oder ihn/sie zu suchen, ein andermal, um sich vor Gott zu verstecken. Sie zogen sich in die Berge zurück, weil sie das Leben in den Städten nicht aushielten, aber auch, weil die Menschen nicht auf sie hörten, sondern sie nur verachteten. In Psalmen wird die Gerechtigkeit Gottes mit den Bergen verglichen, so heisst es im Psalm 36,7: «Deine Gerechtigkeit ragt hoch wie die ewigen Berge.» Auch im Leben von Jesus kommt der Berg in entscheidenden Situationen vor. In der Versuchungsgeschichte wurde er vom Teufel auf einen hohen Berg geführt: er ist auf den Berg gestiegen, als er verklärt wurde; die Bergpredigt hielt er, wie der Name sagt, auf einem Berg; auf dem Ölberg starb er.

Volksbrauch und Volksmund

Auch für die Hexen und weisen Frauen, war der Berg der Versammlungsort, an dem sie sich alljährlich an bestimmten Tagen trafen um zu feiern und zu festen und ihre Erfahrungen auszutauschen. Im Märchen findet der suchende Mensch die weise Frau auf dem Berg, er muss unter grossen Strapazen zu ihr hinaufsteigen, erst dann kann er Wandlung erfahren.

Im Bergland Schweiz gibt es zahlreiche Mythen, die nach wie vor sehr aktuell sind und jetzt im Kampf gegen die Zerstörung der Landschaft durch Kraftwerke wieder an Bedeutung gewinnen und die Menschen ansprechen sollen. So ist im Val Madris ein Mahmal aus Steinen errichtet worden für Madrisa, die seit früher Zeit als Fruchtbarkeitsgöttin und Urmutter allen Lebens verehrt wird. Das Mahmal wurde errichtet, damit die Menschen wissen, dass Madrisa nur dann im Land bleibt, wenn ihr nicht auch noch die letzte Lebensgrundlage entzogen wird, d.h. auf den Bau der Staumauer, mit der das ganze Tal unter Wasser gesetzt werden könnte, zu verzichten. Im Zusammenhang mit der Beziehung Mensch-Natur erzählen viele Sagen aus dem Volk, dass der Berg spricht, ruft, schreit, weint, grollt. Man glaubt, dass in den Bergen eine besondere Art von Geistern hause, denen man begegnen kann, wenn man sich ihnen mit der richtigen Einstellung nähert.

Sprichworte handeln von Bergen:

– Sie war längst über alle Berge.

– Er ist noch nicht über dem Berg.

– Wie ein Esel am Berg.

– Es standen ihr die Haare zu Berge.

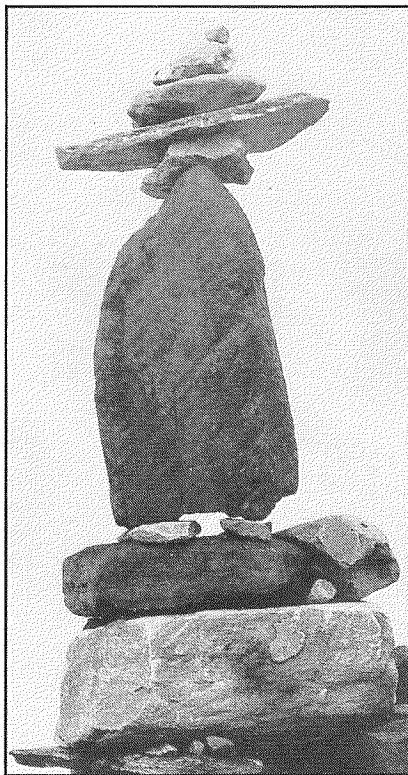
Die Glaubensstärke wird an Bergen gemessen. Mit dem richtigen Glauben kann man Berge versetzen.

Sehnsucht

Die Berge sind ewig, aber der Zugang, den Frauen und Männer zu ihnen finden, hat sich im Verlauf der Jahrtausende immer wieder gewandelt, aber auch wiederholt. Eine Extremform unserer Zeit ist der Massentourismus und der extreme Leistungssport.

Menschen suchen die Berge auf, weil sie von ihrer Kraft zehren wollen, weil sie Hilfe suchen gegen ihre körperlichen und seelischen Schwächen, weil sie das Stillsein üben möchten, das ihnen in der Hektik der Stadt abhanden gekommen ist. Sie erfahren, dass sie sich entspannen und erholen können, denn bei der Anstrengung, die das Besteigen eines Berges verursacht, werden die Gedanken aktiv, unverarbeitete Eindrücke tauchen auf, es kann über Fragen und Probleme nachgedacht werden, die in der Routine des Alltags keinen Platz haben oder zu kurz kommen. Diese Erfahrung ermöglicht es, gewisse Dinge anders zu sehen und von eingetragenen Vorstellungen loszulassen und damit eine Sehnsucht zu verbinden, die für mich ganz besonders treffend von Angelus Silesius ausgedrückt wurde: «Es senkt sich der Himmel, er kommt und wird zur Erd; wann steigt die Erd' empor und wird zum Himmel werden?»

Cornelia Jacomet ist dipl. Sozialpädagogin, arbeitet als Geschäftsleiterin einer Behindertenselbsthilfeorganisation, gehört zum Redaktionsteam der FAMA.



Der Turmbau zu Babel – eine heillose Verwirrung?

Juliane Hartmann

Der Turmbau zu Babel: Menschen, die sich ein Denkmal setzen wollen; Gott, der sie stört und ihre Sprache verwirrt, ein Turm, der zusammenfällt und damit vielfältiges Leben ermöglicht – verschiedene Seiten eines Bildes, das mich seit langem begleitet. Zu bestimmten Zeiten wurde die Geschichte vom Turmbau in Babel, die sich im Bild des zusammenfallenden Turmes verdichtet, für mich auf unterschiedliche Weise bedeutsam.

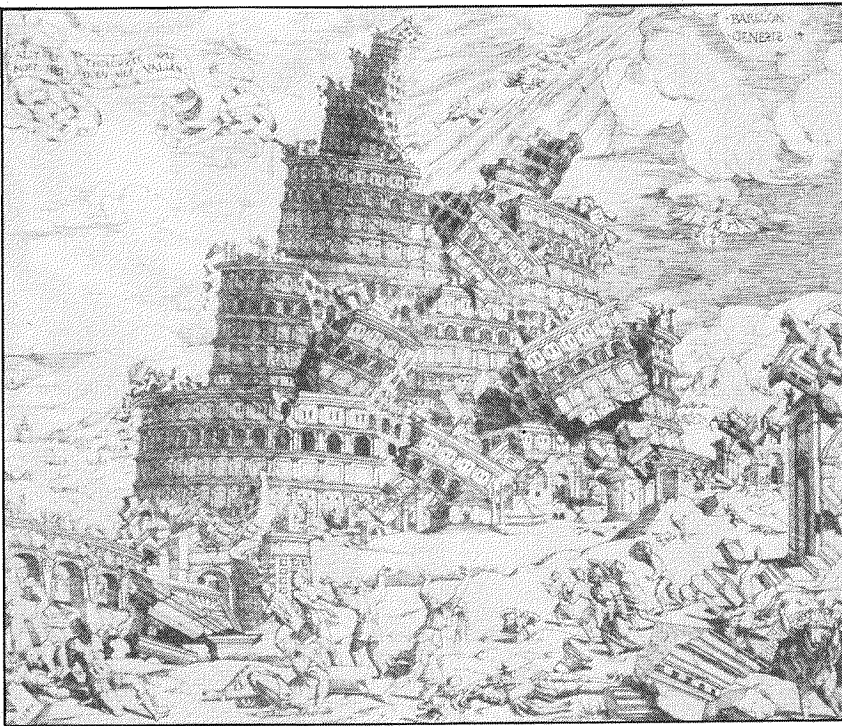
Erinnerungen

Ganz genau erinnere ich mich an eine Zeichnung in meiner Kinderbibel: neben einem hohen, offensichtlich zusammengestürzten Bauwerk liefen Menschen durcheinander, amiesengleich waren sie gezeichnet. Voll Mitleid und mit einem lustvollen Erschauern sah ich sie mir an. Ich war froh, dass der Gott, der wohl oben hinter der Wolke schwebte, ihre und nicht meine Sprache verwirrt hatte. Wütend war dieser Gott, weil die Ameisenmenschen ihm zu nahe getreten waren. Sie hatten zu hoch hinaus gewollt und wurden jetzt für ihren Hochmut und Stolz bestraft.

Ich fragte mich: Was wird wohl mit ihnen geschehen, jetzt wo sie nicht mehr miteinander reden können und ganz allein und verstreut leben müssen? Später lag ich dann manchmal nachts im Bett und stellte mir vor: Ich wache morgens auf und verstehe die Sprache meiner Eltern nicht mehr; ich höre nur noch unverständliche Laute ohne Zusammenhang. Niemand kann verstehen, was ich sage. Neben Angst und Entsetzen war da auch immer Neugier: wie wäre das wohl? Jahre später erwachte in mir die Sehnsucht, mit einer neuen Sprache nochmal ganz neu anfangen zu können, alles Denken und alle Erinnerungen auszulöschen, alle Verbindungen abbrechen; mit einer neuen Sprache ein neuer Mensch zu werden.

Sprachverwirrung

In einem Seminar mit einem jüdischen Theologen eröffnete sich mir eine neue Sicht auf die Menschen, die einen Turm bauen, damit sie unvergessen bleiben. Wir vertieften uns in die Sprache der



Cornelis Anthonisz, *The Fall of the Tower of Babel*

Turmbauer: einförmig war sie, alle benutzten die gleichen Wörter. Was konnten sie sich mit diesen Worten, mit dieser Einheitssprache wohl noch sagen? Vereinheitlichung, die alle Vielfalt und Verschiedenheit tötet, tönt aus dieser Sprache, die nur aus wenigen Wörtern und Lauten zu bestehen scheint. Die stete Wiederholung des «wir» beschwört den Einheitswillen. Das Kollektiv ist alles und die Einzelnen zählen nichts. Die Sprache der Turmbauer lässt an ein Leben in einer Diktatur denken: mit wenigen Worten ist alles gesagt, zu diskutieren oder zu differenzieren gibt es nichts. Das Ziel, das sie vor Augen haben: der Turm, der sie unvergessen machen soll, ist nur mit eiserner Disziplin zu erreichen. In der Welt der Turmbauer fehlt unser ureigenstes Ausdrucksmittel: eine persönliche Sprache mit individuellen Eigenheiten. Der Zwang zur Einheit tötet alles lebendige Verlangen nach Vielfalt. Zweifel an der gängigen Interpretation der Geschichte wurden immer stärker: Die Sprachverwirrung, bisher als drakonische Strafmassnahme des erzürnten und verängstigten Gottes gegen seine aufmüpfigen Geschöpfe interpretiert, scheint jetzt die Menschen aus dem starren Korsett der Einheitssprache zu befreien und ih-

nen den Weg hin zu einer eigenen Ausdrucksweise zu öffnen.

Die Sprache der Menschen war verwirrt, doch das war keine Verwirrung, die unentrinnbar im Chaos endete, sondern ein Durcheinander, das die starren Strukturen der Diktatur und des Einheitszwanges sprengte und so Raum für Neues schuf.

Die Sprache der Menschen war verwirrt, sie hatten wohl Mühe, einander zu verstehen – das entspricht auch meiner Realität: das stete Bemühen, mich verständlich zu machen, meinen Gedanken eine Form zu geben – und die Erfahrung, genau daran immer wieder zu scheitern: meine eigene Sprache nicht finden können, unpräzise bleiben, an die Grenzen dessen stossen, was ich ausdrücken kann. Und dann auch: Mein Gegenüber versteht mich einfach nicht, denkt in anderen Kategorien, benützt andere Begrifflichkeiten. Sprachverwirrung: das benennt einen Zustand der Einsamkeit, des Auf-mich-Zurückgeworfenseins, nicht angenehm, aber heilsam. Die Suche nach einer eigenen Sprache führt mich zu unbekanntem und überraschenden Winkeln in mir, die Suche nach einem bestimmten Wort lässt Welten in mir aufscheinen. Wenn jede ihre eigene Sprache sucht, fällt der

Zwang zur undifferenzierten Einheitssprache, die einen kleinen, klar umrissenen Wortschatz hat und Präzision und Phantasie ausklammert.

Sprachverwirrung, das ist nicht Strafe und das Ende im Chaos, sondern eine Chance, neu und eigenständig anzufangen. Nicht umsonst folgt auf die babylonische Sprachverwirrung die Aufzählung der Vorfahren Abrahams – die Geschichte geht auch nach Zeiten der Verwirrung und des Chaos wieder weiter.

Zerstörung

Eine weitere Begegnung mit der Zerstörung des Turmes hatte ich im Gottesdienst in einer psychiatrischen Klinik. Inspiriert von den neuen Entdeckungen über den Turmbau und die heilsame Sprachverwirrung, bereite ich eine Predigt darüber vor. Zur Veranschaulichung baue ich vor Beginn des Gottesdienstes vorne auf dem Tisch einen hohen Turm aus Bauklötzen auf. Noch bevor ich in das Thema des Gottesdienstes eingeleitet habe, läuft eine junge Frau zum Turm vor, reisst ihn mit einer raschen Armbewegung nieder, nimmt einen Armvoll Bauklötze und verteilt sie an die BesucherInnen des Gottesdienstes. Die junge Frau hat seit einigen Wochen kein Wort mehr geredet. Besteht ein Zusammenhang zwischen ihrer Sprachlosigkeit und der babylonischen Sprachverwirrung? Hat die Zerstörung des Turmes auch ihr einen Augenblick lang zu einer eigenen, neuen Sprache verholfen? Ich weiss es nicht.

Entdecken und befreien

Zweifel an gängigen Interpretationen von Bildern und Geschichten begleiten mich weiterhin. Das neue Verständnis des Bildes vom Turmbau und seiner Zerstörung wird für mich wiederum zu einem Bild: zum Bild dafür, dass die üblichen Interpretationen mehr als fragwürdig sind, dass in scheinbar so vertrauten und bekannten Geschichten ein Potential an Entdeckung und Befreiung stecken kann, wenn ich mich nur traue, mit wachen Sinnen und neuen Augen zu lesen.

Juliane Hartmann ist Psychiatrieschwester und Pfarrerin. Sie teilt sich mit einer anderen Pfarrerin eine Stelle in Therwil.

Maria – Bild für mein Frau-Sein?

Barbara Kückelmann

Das Bild, das mir spontan für diese Betrachtung einfiel, habe ich von meiner Maturareise aus Rom mitgebracht. Beim Besuch von «San Clemente» war mir dieses kleine Fresko aufgefallen, und ich hatte ein Bild davon mitgenommen – einfach, weil es mir gefallen hat. Es ist also meine Geschichte mit diesem Bild, die ich erzähle, und keine kunsthistorische Annäherung.

Ein Bild, das nicht passt

Seit 15 Jahren hängt dieses Bild immer irgendwo in meiner Wohnung. Dabei gab es Zeiten, da war ich nahe daran, es ganz zu verbannen: So eine Madonna mit Kind in meinem Zimmer – nein, das wollte nicht passen zu dem Weg, den ich als Frau zu gehen suchte, das wollte nicht passen zu dem, was ich – bruchstückweise – vom Feminismus zu verstehen glaubte.

Ausserdem: Maria hatte mir nie etwas bedeutet, ich hatte nie eine echte Beziehung zu dieser Gestalt. Trotz meiner katholischen Sozialisation war mir Maria nicht wirklich begegnet, sie interessierte mich gar nicht näher. Und auch mit dem Bild, das ich in aller Oberflächlichlichkeit von ihr (vermittelt bekommen) hatte – sehr mild, sehr geduldig, sehr gehorsam, alles still (er-)tragend, ganz auf ihren Sohn ausgerichtet –, konnte ich nichts anfangen. Wieso also sollte ich ausgerechnet ein Marienbild aufhängen?

Das Bild ist hängen geblieben

Nun, das Bild ist hängen geblieben, bis heute. Mit den Jahren hat sich mein Marienbild gewandelt, und es hat sich ein Bild herausgeschält, das dieser Maria aus San Clemente ähnlich sieht. Nichts, aber auch gar nichts Süßliches ist an dieser Maria. Diese Maria ist eine ihrer selbst bewusste, eigenständige Frau, eine schöne Frau, die nicht ihr Kind, sondern mich, die Betrachterin, ansieht. Sie, die Mutter, scheint kaum Interesse an ihrem Kind zu zeigen. Sie strahlt etwas anderes, Eigenes aus, das ihr nicht erst verliehen wird durch die Mutterschaft. Nicht ihr Kind ist in diesem Bild Mittelpunkt, sondern sie, die Frau.

Mutter ohne Kind?

Dieses Bild lässt mich darüber nachdenken, wo mir in der biblischen Überlieferung Maria ohne ausdrückliche Bezogenheit auf ihren Sohn begegnet: vor allem und am deutlichsten in der Begegnung mit Elisabeth.

Die Begegnung mit einer – ihr wohl nicht nur bluts-verwandten – Frau bewegt Maria so, dass sie ihr subversives Lied, das Magnifikat singt. Hier ist sie ganz als die ihrer selbst bewusste Frau gezeichnet, die – wenn auch an Traditionen anknüpfend – aus ihrer Mitte heraus die Vision einer neuen Welt besingt, in der andere Werte und andere Beziehungen als die herrschenden Gültigkeit bekommen.

Dieses Programm stellt sie dar und vor, indem sie ihr Kind, das gar kein Kind ist, vorstellt. Wofür der Mann Jesus gelebt hat und gestorben ist, das ist auch ihr Programm. Er hat sie im Rücken, die ihm das Magnifikat schon vorgesungen hat.

Maria – nicht einfach sorgende, unterstützende, Ja-sagende Mutter, sondern eigenständige Frau, die ihrem Sohn etwas mitzugeben hat.



Byzantinische Madonna
(8. Jahrhundert)

Ich werde angesehen

Angesehen-werden, Wahrgenommen-Werden, Gemeint-Sein: das ist für mich – und wohl für jede Frau und jeden Mann und jedes Kind – etwas zentral Wichtiges, das mich eigentlich erst leben lässt. So werden schöpferische Kräfte und Lebensenergien freigesetzt, denn echtes Angesehen-Werden legt mich nicht von vorneherein fest auf ein Bild, das ich gar nicht bin oder nicht (mehr) sein möchte.

Maria, selber durch Jahrhunderte in Bilder gezwängt, die sie bis zur Unkenntlichkeit entstellten, blickt mich, die Betrachterin, auf diese Weise an und lädt mich dadurch zur Zwiesprache ein. Sie ist es, die mir Fragen stellt:

– Woher beziehst Du Dein Bild von Frau-Sein?

– Was verkörperst Du?

– Welche Rolle(n) füllst Du aus?

– Was ist Dein Eigenes, das Du ausstrahlst und vermittelst?

... in diesem Fragen ist sie mir wahrnehmende, ernstnehmende Begleiterin.

Frauenschicksal

Als ich im letzten Jahr wieder in Rom war und vor «meinem» Fresko stand, las ich von der kunsthistorischen Annahme, «... dass es sich in Wirklichkeit um ein zeitgenössisches Bildnis der arianischen Kaiserin Theodora (gest. 548) ... handelt, das etwa drei Jahrhunderte später in ein Bild der Muttergottes mit dem Kinde umgewandelt wurde.»

War das Bild einer schönen, eigenständigen, mächtigen Frau unmöglich geworden? Bannte Männerangst die reale Frauengestalt in die «Heilige», die Madonnengestalt, weil allenfalls so eine selbstbewusste Frau erträglich schien? Was hier dem Bild geschehen ist, erinnert mich an ungezählte Frauenleben. Wie oft mussten und wie lange noch müssen Frauen einem Bild entsprechen, das nicht sie selbst sind! Und wie schwierig wird es dadurch, wirklich das eigene Bild zu entwickeln und zu entfalten. Dabei sehne ich mich nach Bildern, nach Vor-Bildern auch, die mich nicht festlegen und einengen, sondern meinem eigenen Bild Konturen und Nuancen geben.

Diese Theodora-Maria, die mich ansieht, ist so ein Bild, das mich anregt, bewegt und weiterführt. Diese Frau ermächtigt mich, mein Bild von Frau-Sein in mir zu entwickeln und es zu leben. Und es ermutigt mich zum Ansehen, Wahrnehmen, Mit-Teilen mit anderen.

Barbara Kückelmann, Jg. 1959, Theologin, lebt in Allschwil und ist dort in der Pfarreiarbeit tätig.

«Wir erfahren Gott gemeinsam oder gar nicht»

Monika Hungerbühler

14

Sie berühren einander zart, stehen beieinander und zueinander – die beiden Frauen, die nicht in dieselbe Richtung blicken, die mir stark, gerade und eigen vorkommen. Die linke Figur mit dem Kopftuch hält die rechte um die Schulter und an der linken Hand. Sie blickt sie an und ist als ganze Person der Frau neben ihr zugewandt, auf sie bezogen. Die gekrönte Frau reicht ihre linke Hand zum Halten und ihren linken Oberarm zur Umarmung. Sie blickt äusserlich in die Ferne, innerlich scheint ihr Blick in der Freundin zu weilen – sie ist völlig präsent. Zwischen den zwei Frauen ist Innigkeit spürbar, eine Art respektvoll-distanzierter Intimität, die mich stark berührt und einnimmt.

Das Bild, das mir eine sehr liebe Freundin geschenkt hat und seither über meinem Schreibtisch hängt (auch über dem ihren), das Bild, das ich in Chartres unbedingt und extra und immer wieder ansehen musste (zwei kleine Figuren inmitten anderer am Königsportal der Kathedrale – Maria und Elisabeth) ist mir enorm wichtig, nein mehr: es ist unterdessen Sinnbild dessen geworden, was ich mit Hoffnung, gutem Leben, Glauben, göttlicher Kraft und dem Fundament für Gerechtigkeit verknüpfe.

Frauenfreundschaften

«Die revolutionäre Kraft von Frauenfreundschaften» sei die Basis von feministischer Theologie und Frauenkirche, sagte Mary Hunt am Schweizerischen Frauenkirchenfest 1990 in Interlaken. Und weiter: «Der politische und theopolitische Ruf, sich aufzumachen und sich in allen Nationen Freunde und Freundinnen zu machen, ist ein Imperativ.» Freundschaft, so wie sie auf dem Bild dargestellt ist: voll Respekt für die andere; jede für sich und doch beieinander; Halten und Gehalten-Sein; die eine älter, die andere jünger; die eine schwarz, die andere weiss; die eine arm, die andere reich; die eine kinderlos, die andere mit Kindern; die eine in Partnerschaft, die andere single. Ich sehe in diesem Bild eine beziehungshafte Verbindung, der eine gewaltige Kraft innewohnt. Carter Heyward, die eine Theologie im Sinne dieses Bildes ge-

schrieben hat, sagt: «Nur gemeinsam, in gegenseitiger Beziehung, gibt es überhaupt eine gemeinsame persönliche Macht. Nur in Beziehung gibt es Liebe oder einen wirklichen Gott. Ich habe keine Macht, die ich aus mir selbst geben könnte. Liebe ist nicht etwas, das ich ohne dich vollziehen kann. Gott ist unser, damit wir Gott teilen. Wir geben uns Gott und wir empfangen von Gott. Wir erfahren Gott gemeinsam oder gar nicht.» (1)

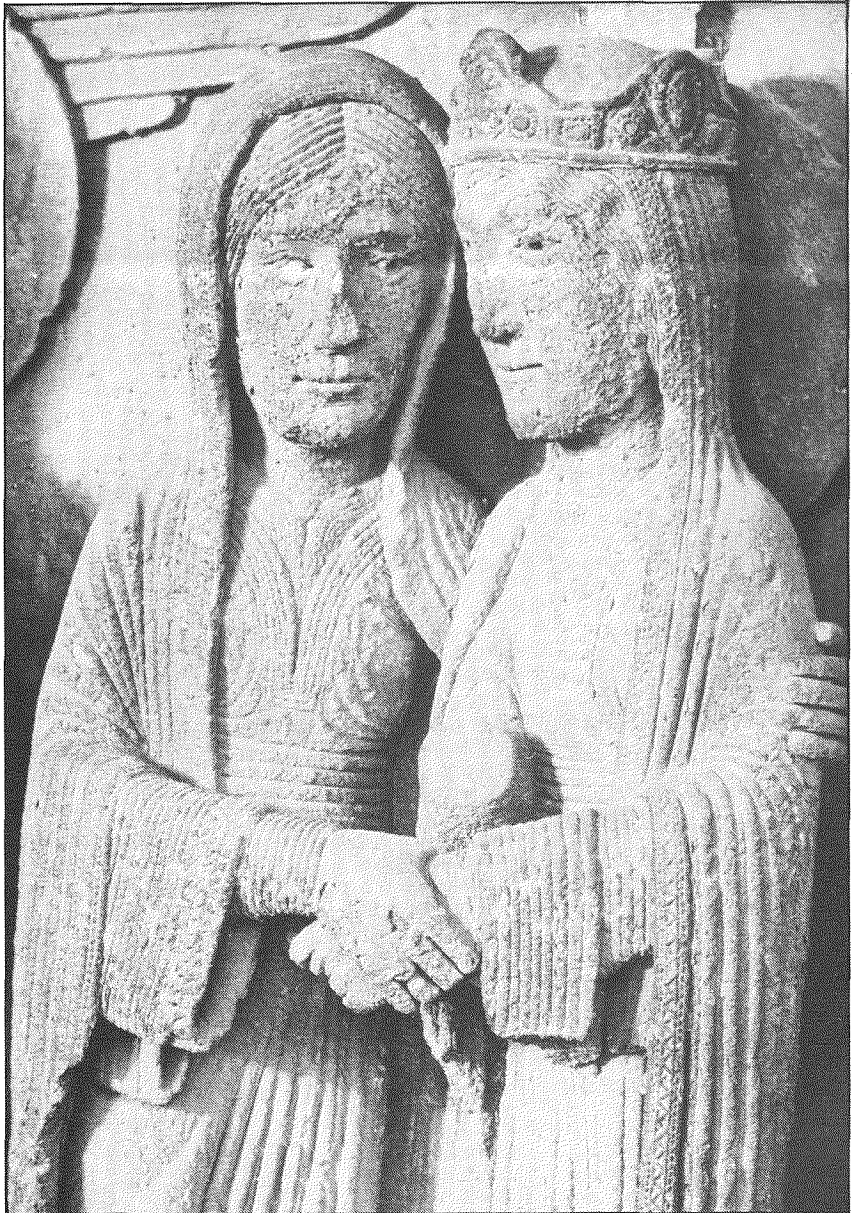
Frauenfreundschaften sind mein Lebenselixier, das ich mir regelmässig besorgen muss. Was täte ich, wenn ich nicht in grösster Not zum Telefon greifen oder an eine Tür klopfen könnte und einer Freundin mein Leid klagen dürfte: ich kann nicht mehr, alles wächst mir über den Kopf, ich bin überlastet, ich habe keine Kraft mehr, mein Selbstbewusstsein ist zerronnen, ich habe eine Wut, alle fressen mich auf, reisen an mir, verlangen von mir, ich kann mich nicht mehr ausstehen...? Wem klagen, wenn nicht einer wohlwollenden Freundin, die hört, andere Aspekte einbringt, die tröstet, mögliche Wege mit-auslotet, die Kraft und Mut spen-

det, die da ist und Zärtlichkeit schenkt? Und andererseits: der geteilte Spass an den Kindern, das Lachen und Tanzen, die Zusammenarbeit an einem guten Projekt, Solidaritäts-Stückchen, Lebenslust durch Musik, gutes Essen (für einander gekocht) und immer wieder Anteilnahme.

Ich blicke das Bild an und denke an die Frauen, ohne die ich mir das Leben nicht vorstellen kann und ich spüre eine Kraft fliessen, eine wärmende Freude, die mich tief innen dazu bewegt, neu anzufangen, weiterzukämpfen, es nochmals zu versuchen und so gern zu leben. Carter Heyward nochmals: «Diese Macht in Beziehung ist Gott, und durch Gott werden wir dazu bewegt, uns ständig und kämpferisch für das Wohlergehen der Menschen einzusetzen.» (2)

Macht in Beziehung

Auf diesem Weg finde ich auch eine Beziehung zu den Geschichten, die wir uns rund um die Person Jesu erzählen. Auch da sind Freundschaften, Beziehungen und daraus erwachsende Berührungen und Handlungen zentral. Carter Heyward: «Jesu Macht in Bezie-



Chartres, Portail Royal La Visitation

hung, die er als «Abba» kannte, war in und durch Jesu Fleisch und Blut offenbar, indem er sich entschied, andere zu berühren, anzusprechen und zu ihnen in Beziehung zu treten. In Beziehung hatte Jesus Macht, und es war sein Körper, in dem und durch den er seine Macht in Beziehung erfuhr: seinen «Abba», unseren Gott, unsere Schwester und Geliebte, unseren Freund und Bruder, das, was uns zwingt, unser Bett zu nehmen und zu wandeln.» (3)

Das Freundinnen-Bild ist mir ein Auferstehungsbild geworden, denn die ruhige Zugewandtheit der zwei Frauen ist voll revolutionärer Kraft, die überall am Wirken ist: im zehrenden Kinder-Alltag, in zähen politischen Strukturen, in schwierigen Beziehungen, inmitten brutalster Gewalt und Zerstörung – und sie berühren einander zart...

Monika Hungerbühler ist Theologin, Redaktorin und Mitherausgeberin von FAMA.

1) Carter Heyward, *Und sie rührte sein Kleid an*, Stuttgart 1986, 32.

2) a.a.O., 41.

3) a.a.O., 39.

Martha und der Drache

Dorothee Dieterich

Als ich zum erstenmal vor dem Bild stand, musste ich einfach lachen. Ich war ungefähr 18 Jahre alt und sah mir auf Geheiss meines Kunstlehrers die alten Meister in der Stuttgarter Staatsgalerie an – befand mich also in einer Umgebung, in der Lachen unpassend wirkt. Aber wer erwartet zwischen lauter Heiligen mit ihren Folterwerkzeugen auch so etwas.

Das Bild

Das Bild, das mich so entzückte, zeigt zwei Frauen, wobei ich mich an die rechte nur noch undeutlich erinnere. Ziemlich unauffällig wird sie sein, vermutlich mit einem feinen, klugen Gesicht und Kleidern unbestimmter Farbe. Ihre Hand hat sie auf den Arm der andern Frau gelegt. Diese ist mir viel deutlicher: gross, kräftig gebaut steht sie mit beiden Beinen fest auf der Erde. Ihr dunkelgrünes Kleid fällt eigenartig formlos, ihr Blick ist klar und direkt und um ihre Mundwinkel spielt ein kleines Lächeln. In ihrer linken Hand hält sie ein Wasserkesselchen, rechts eine Art Hundeleine, deren anderes Ende um den Hals eines riesigen, giftgrünen, schuppig-stacheligen Drachens geschlungen ist. Trotz seines gefährlichen Aussehens sitzt er ganz manierlich auf den Hinterbeinen.

Köstlich. Ein Drache als Haustier. Ein Hausdrache. Wer hier dargestellt wurde, erfuhr ich erst durch das informative Täfelchen darunter: Martha und Maria aus Bethanien. Dies erstaunte mich. Die beiden kannte ich schon aus Sonntagsschulzeiten und konnte nie viel Sympathie für sie aufbringen. Maria, die nichts anderes will, als zu Jesu Füssen sitzen und zuhören, fand ich ziemlich langweilig und Martha als koch- und putzwütige, selbstgerechte Hausfrau schien mir das Bild eines Hausdrachens zu sein. Die Bilder in meinem Kopf und die Frauen auf dem Bild passten nicht zusammen. Ich bemühte mich damals nicht um Klärung, sah das Bild aber lange an und vergass es auch nicht mehr. Mit Bedauern stellte ich am Ausgang fest, dass es keine Postkarten davon gab. Bei späteren Besuchen der Staatsgalerie hing das Bild nicht mehr. Ich weiss auch weder Maler noch Entstehungszeit (13. Jhd.??) und habe so

keine Gelegenheit, das Bild in meiner Erinnerung mit dem Original zu vergleichen. Damit wurde es zu meinem Bild, von dem ich zwar erzählen, es aber nicht zeigen kann. Vermutlich verändert es sich mit mir.

Martha, die Drachenbesiegerin

Später begegnete ich Martha, der Drachenbesiegerin, bei E. Moltmann-Wendel wieder. (1) Ich merkte, dass es sich um eine relativ häufige Darstellung handelt und erfuhr die dazu gehörende Legende: Martha kam mit ihren Geschwistern per Schiff nach Südfrankreich, wirkte dort als Heilerin und Predigerin und befreite eben auch eine Stadt (Tarascon) von dem sie bedrohenden Drachen. Dazu ging sie allein und unbewaffnet zu dem Schlafplatz des Drachens, beträufelte ihn mit Weihwasser und als er daraufhin ganz zahm wurde, nahm sie ihren Gürtel ab und legte ihn an die Leine. Dann ging sie mit dem Drachen zusammen in die Stadt zurück. Leider erzählt die Legende weiter, die Männer der Stadt hätten ihn darauf getötet. Die Maler, die vielleicht mehr verstanden als die Erzähler, lassen den Drachen aber leben.

Das Bild beschäftigte mich immer wieder. Schliesslich formulierte ich für einen Frauengottesdienst folgende Gedanken:

– *Martha, die Drachenbesiegerin, tritt aus den vorgegebenen Frauenbildern heraus. In den bekannten Drachenlegenden, wie z.B. der vom hl. Georg kommen Frauen als zu befreiende Jungfrauen oder weinende Mütter vor, die von einem männlichen Helden gerettet werden müssen. Martha dagegen nimmt aktiv den Kampf mit dem Drachen auf. Dass sie damit die ihr vorgegebene Rolle sprengt, wird auf dem Bild an ihrem Kleid sichtbar: sie hat ihren Gürtel gelöst. Der Gürtel, der zur Wespentaille geschnürt die Luft zum richtigen Durchatmen nimmt, steht für all die unsäglichen weiblichen Kleidungsstücke, die nicht dem Spiel mit der eigenen Schönheit entspringen, sondern Einnengung, einen unsicheren Gang ohne Bodenkontakt oder Unbeweglichkeit mit sich bringen. In engem Rock und Stöckelschuhen kann frau keinem Drachen entgegentreten.*

– *Martha zähmt den Drachen, sie tötet ihn nicht. Sie tritt ihm ohne Waffen statt mit Rüstung, Pferd und Lanze gegenüber. Damit übernimmt sie auch nicht die Rolle des männlichen Helden. Hinter den Legenden, die davon berichten, wie der Drache besiegt und getötet wird, steht letztlich die wahnwitzige Vorstellung die Welt werde gut, wenn alles Böse, Unheimliche, Gefährliche getötet wird. Eine Vorstellung, die dem Lebendigen, das ja nie entweder gut oder böse ist, gar nicht gerecht werden kann, sondern gewöhnlich die Gewaltspirale in die Höhe treibt. Kein Wunder, dass manchen Drachen an Stelle des einen, abgeschlagenen Kopfes mehrere neue wachsen.*

– *Martha hält sich den Drachen nicht vom Leib. Sie begegnet ihm, sieht ihn*

an, berührt ihn. Sie lernt ihn kennen – was bei einem Kampf, dessen Ziel die Vernichtung ist, völlig blödsinnig wäre. Der Drache ist für mich ein doppeltes Symbol: zum einen steht er für all das, was uns von aussen bedroht, für Gewalt, Willkür, Zerstörung, zum anderen für das, was in uns sein Unwesen treibt, uns erschreckt, überfällt und hilflos macht. Die beiden Dinge haben verschiedene Qualitäten. Dennoch erfordern sie, zumindest im ersten Schritt denselben Umgang: sie müssen unverstellt wahrgenommen werden. Bei den «äusseren» Drachen versteht sich das von selbst. Eine Bedrohung, die wahrzunehmen ich mich weigere, wird dadurch unangreifbar. Und «innen» gilt das entsprechend: das, was ich an mir nicht wahrhaben will, nicht ausstehen kann, kann in mir sein Unwesen treiben, zum Drachen werden. Den Drachen ansehen kann z.B. für Frauen, die eine langversteckte aber wohlbegründete Wut in sich tragen, bedeuten, dass sie merken: es ist lebensfreundlicher ab und zu Feuer zu speien, als innerlich auszubrennen.
– Martha fängt den Drachen mit Weih-

wasser. Sie kämpft nicht gegen ihn, sie segnet ihn. Der Tropfen Wasser löscht bestimmt nicht sein Feuer, sondern ist ein Zeichen dafür, dass sich Gegensätzliches anfreunden kann. Wie in dem Kinderbuch «Jim Knopf» (2), in dem das Meeresleuchten repariert wird, als der rotzfreche Halbdrache Nepomuk (ein Feuerwesen) und der melancholisch-weise Schildnöck (ein Wasserwesen) Freundschaft schliessen. Nepomuk braucht dazu etwas Disziplin, der Schildnöck Grosszügigkeit.

– Martha lässt auch den zahmen Drachen nicht einfach laufen. Sie bleibt über die Leine mit ihm in Verbindung und behält ihn bei sich. Dazu braucht sie allerdings nur noch eine Hand – ihre andere Hand ist frei für andere Aktivitäten, Interessen oder Personen. Auf dem Bild ist es ihre Schwester, die sie an der Hand nimmt.

Verschiedene Lesarten

Inzwischen las ich «Drachenzzeit» von Luisa Francia (3). Auch sie erwähnt Martha einmal am Rande. Aber liest von ihren Voraussetzungen her das Bild

völlig anders als ich. Drachen oder besser gesagt Drachinnen sind für sie ein uraltes Symbol weiblicher Kraft. Erst in Folge des Patriarchats müssen die Drachen bekämpft oder belächelt werden. Wie schon in den Schöpfungsmythen die Urzeitdrachin gespalten werden musste, um eine patriarchale Gesellschaft zu legitimieren, so muss auch der «Hausdrache» in dummen Witzen belächelt werden, um ihn (bzw. sie) an ihrem Platz festzuhalten. Die «Drachenkraft» ist trotzdem nicht verloren. Wer einem feuerspeienden Drachen begegnen will, hat bei einer menstruierenden Frau, die sich nicht in Depressionen flüchtet, gute Gelegenheit.

In den Drachenlegenden ist ein Rest des Wissens, um wen es sich bei den Drachen handelt, noch zu finden. Die Prinzessinnen scheinen gar nichts dagegen zu haben, wenn sie von der alten Drachin aus dem väterlichen Schloss geschleppt werden. Die gewalttätig dreinschlagenden Helden haben gegen sie dann auch keine Chance, erst dem armen, belehrbaren, offenen Jungen gelingt es, zu der Prinzessin vorzudringen.

Um nochmals auf den (ganz und gar nicht feministischen) Jim Knopf zu verweisen: Auch hier kann nur der kleine Jim, nicht etwa die «Wilde 13» Frau Mahlzahn, die grässliche alte Drachin, besiegen. Da er sie nicht tötet, verwandelt sie sich in den «Goldenen Drachen der Weisheit».

Martha mit dem Drachen ist für Luisa Francia ein typisch kirchliches Bild einer Heiligen: eine Frau, die ihre Kraft fesselt und zu ihrer Vernichtung führt. Da stimmt dann auch der Legendenabschluss, in dem der Drache getötet wird. Da ich schon immer eine gewisse Begeisterung für Drachen habe, gefällt mir ihr Ansatz, aber ich bin nicht bereit, mir meine Heldin wieder in ein Opfer kirchlicher Verführung verwandeln zu lassen. Vielleicht ist eine dritte Lesart möglich. Kann sein, die alte Drachin hat schon auf Martha gewartet und der Drachenkampf erweist sich von vornherein als sinnlos. Mit dem Drachen an der Leine wäre Martha dann in Verbindung zu ihrer ursprünglichen weiblichen Macht...

Ich entdecke immer mehr Möglichkeiten, das Bild anzusehen und bin gespannt, was ich in einigen Jahren darüber denke.

Dorothee Dieterich ist Theologin, Leiterin der Beratungsstelle für Frauen der evangelisch-reformierten Kirche Basel und Mitredaktorin der FAMA.



Martha als Drachenbesiegerin, Nürnberg, St. Lorenzkirche, Marienaltar, 1517

1) Elisabeth Moltmann-Wendel, *Ein eigener Mensch werden: Frauen um Jesus, Gütersloh 1980.*

2) Michael Ende, *Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer, Jim Knopf und die Wilde 13.*

3) Luisa Francia, *Drachenzzeit, München 1987.*

Besprechungen

Dorothee Sölle: Mutanfalle

Dorothee Sölle steht in lebendiger Auseinandersetzung mit den Menschen dieser Welt. Sie ist dabei in ein intensives Gespräch vertieft. Schon lange. Und das Gespräch wird immer tiefer, immer dringender, immer unaufgebbarer. Sie spricht mit uns allen, die wir Zeit haben zuzuhören, mitzudenken, mitzugehen. Sie spricht, ruft, murmelt zu sich selbst, nach Hoffnungszeichen suchend. – Sie spricht mit Gott, ihr Sprechen ist politische Analyse und existenzielles Ringen, Gebet und Prophezie in einem.

«Mutanfälle» – das sind Reden, Gedanken, Essays zur Utopie, zur Überwindung des Patriarchats, zur Notwendigkeit des Friedens, zur Lehre der Armen und eine spannende Auseinandersetzung um Theopoesie, eine ganzheitliche Sprache. Gerade Dorothee Sölle wurde oft der Vorwurf gemacht, dass sie eine unpoetische, vernachlässigte Sprache spreche. Dabei gehört auch sie zu denjenigen, die die Möglichkeit suchen, das Eis der Seele zu spalten. Die Bibel, die Geschichte der Heiligen, die Geschichte der Kirche und ihre Wahrnehmung vom Leben vieler Menschen sind die Materialien, mit denen sie arbeitet. Ihr geht es dabei nicht um endgültige Aussagen und Positionen, sondern darum, Licht auf einen dunklen und verworrenen Komplex zu werfen. Was mich an «Mutanfälle» bewegt, ist die Dringlichkeit, mit der Dorothee Sölle zu uns spricht. Es geht ihr um Leben und Tod, um Sinnerfahrung und Hoffnungskraft angesichts eines Lebens, das vom Moloch Patriarchat umklammert und ausgesogen wird. Angesichts dieses Molochs überkommt uns oft hilflose Wut. Dorothee Sölle versucht diese Wut zu verwandeln in Mutanfalle – nicht in heroischen, sturen Mut, sondern in listige Strategien, dem Moloch ein Stück Leben abzusprechen, seine Macht zu begrenzen. Mutanfalle – immer wieder, neben Seufzern und Toben – die dritte Möglichkeit.

Luzia Sutter Rehmann

Dorothee Sölle, *Mutanfälle: Texte zum Umdenken*, Hamburg 1993.

Dorothee Hoch: Lebens-Erfahrung

Dorothee Hoch gehört noch zu der Generation, in der das Studium der Theologie für Frauen keineswegs selbstverständlich war. «Theologie zu studieren als Frau, das lag damals noch überhaupt nicht im Blickfeld, eher noch Medizin mit Psychiatrie – aber auch das war in den Dreissigerjahren immer noch ein sehr extravaganter Weg. Und wenn ich es aus der Distanz richtig sehe, war mir damals nach der langen Schulzeit das Leben zunächst wichtiger als das Denken. Ich wollte etwas tun für die Menschen und entschied mich zunächst für die Ausbildung zur Sozialarbeiterin.»

«Immerhin reizte es mich doch, die Gedankenwelt der theologischen Männergesellschaft kennenzulernen und ich belegte damals nebenbei einige Vorlesungen, und zwar gleich die Top-Vorlesungen... (bei Karl Barth, Adolf Köberle und Paul Häberlein).»

Die relativ kurze Biografie, die das Buch von Hoch einleitet, ist spannend zu lesen. Sie hätte länger sein dürfen gerade im Blick auf das Endergebnis des Buches. Hoch zeigt ein weites Feld von Leben und Tätigkeiten auf. Ein lernendes vielseitiges Leben, das mit dem Hintergrund der Theologie manche berufliche Verschiedenheiten aufzeigt. Direkt ins Pfarramt wollte sie nie. Wohl aber war sie über 20 Jahre Seelsorgerin am Frauenspital in Basel. Am Schluss der Biografie gibt Dorothee Hoch nochmals einen kurzen «Rückblick und Ausblick». Hier wird das ihr so wichtige Wort «Erfahrung» noch deutlicher. Die Begegnung mit Barth und Brunner ist unvergesslich. «Aber heute meine ich zu sehen, dass Karl Barth von Gott sehr viel – vielleicht zu viel – wissen wollte, aber den Menschen und seine Erfahrungen vernachlässigte. Erfahrungen waren für ihn von der Theologie her zu korrigieren und nicht umgekehrt. Er kümmerte sich nicht um die Erkenntnisse der Psychologie, und er nahm die unterschiedliche, aber ebenbürtige Beschaffenheit von Mann und Frau praktisch am Ende doch nicht ernst». Hoch verschweigt aber nicht, was sie ihm alles zu verdanken hat.

Wichtig sind ihr die feministische Theologie und auch die Befreiungstheologie. Dazu kam, dass Eugen Drewermann Bedeutung in ihrem Leben gewann. Sie wurde mit seinem umfangreichen Werk vertraut, das sie vielfach besprechen konnte. «Gott, den Jesus uns bekannt machte, einen Gott, der Vertrauen verdient, der solidarisch ist und auch mit uns leiden kann.» – Zuletzt kommt sie auf den Gedanken der Partnerschaftstheologie zu sprechen.

Dem Büchlein sind Predigten beigelegt, die sie nach ihrer Pensionierung – mit Zeit – geschrieben hat. Für manche eine reiche Ergänzung. Es ist verdienstlich, dass dieses Büchlein geschrieben wurde.

Else Kähler

Dorothee Hoch, *Von Karl Barth zu einer Theologie der Erfahrung*, Basel 1993.

Carola Meier-Seetaler, *Von der göttlichen Löwin zum Wahrzeichen männlicher Macht*. Ursprung und Wandel grosser Symbole. Zürich 1993.

«Welch weiten Weg hat dieses majestätische Symbol zurückgelegt. Von der Löwin, welche die grosse Göttin vertritt zum Herrschaftstier von Kaisern und Königen, über ein kurzes christliches Zwischenspiel (...) bis hin zum Prestigezeichen des Kapitalismus. Bekanntlich hat sich auch Goldwyn-Mayr, die Traumfabrik in Hollywood, den brüllenden Löwen zum Wahrzeichen erkürt. Offensichtlich kommt auch das härteste Business nicht ohne mythische Symbole aus.»

Die Löwin ist nur eines aus einer ganzen Reihe von Symbolen, deren Bedeutungswandel Carola Meier-Seetaler verfolgt. Sie entdeckt deren Ursprung meist in der Zeit der weiblich geprägten Frühkulturen «die ein Höchstmass an Kreativität zur Bildung sinnhafter Symbole entwickelten. Ohne dieses Erbe beständen wir nur einen Bruchteil unserer ornamentalen und architektonischen Formen, unserer mythischen Bilder, Sakramente und Feste.»

Diese Entstehungszeit der grossen Symbole zeichnet sich gegenüber den späteren patriarchalen Epochen durch eine Weltsicht aus, die nicht in Dualismen (wie Himmel-Erde/Tod-Leben/Mensch-Gott) zerfällt. So ist auch die ursprüngliche Bedeutung der Symbole immer viel umfassender, als der uns bekannte Rest. Ein witziges Beispiel ist die Umwandlungsreihe «Vom heiligen Knoten zur Krawatte»: Der Knoten ist Symbol der Grossen Göttin, die den Lebensfaden bindet und löst, webt und knüpft, ist Ausdruck der Verbundenheit von Werden und Vergehen, Leben und Tod. Diese Bedeutung wird, wie die Geschichte des Gordischen Knotens zeigt, schon lange nicht mehr verstanden. Statt Verbindung ist martialisches Durchhauen angesagt. Trotzdem lebt das Symbol weiter, ist in der christlichen Kunst als Schutzzeichen auf Kirchenböden und an Säulen zu finden, bis es schliesslich in den modischen Schlips geknotet als Zeichen des Sozialprestiges am Hals eines Herrn, der etwas auf sich hält, verkommt.

Carola Meier-Seetalers Auswahl der Symbolreihen ist spannend und hat System: fast alle Symbole beginnen als Zeichen der grossen Göttin und begehen uns heute immer noch so alltäglich, dass niemand an diesen fernen Ursprung denkt. Dies gilt von einem so umstrittenen und damit reflektierten Symbol wie dem Kreuz, bis zu völlig beiläufig wahrgenommenen Details, wie dem Webmuster im Nadelstreifenanzug. Die Interpretationen beleuchten Bekanntes von ungewöhnlicher Seite, regen zur Auseinandersetzung an und machen Lust auf eigene Entdeckungen und Vermutungen.

Durch das reiche Bildmaterial ist das Buch auch einfach schön zu blättern, die klare Kapitelgliederung ermöglicht Kreuz- und Querlesen und erleichtert das Nachschlagen.

Die Aktualisierung der Symbole bleibt der Leserin überlassen. Das Buch vermittelt Hintergrundwissen und gibt keine Anleitung zum heutigen Leben mit Symbolen.

Dorothee Dieterich

Forum

Neuerscheinungen

Gundhild Buse, Macht-Moral-Weiblichkeit. Eine feministisch-theologische Auseinandersetzung mit Carol Gilligan und Frigga Haug, Grünwald, Mainz 1993.

Die These ist fast klassisch geworden und stammt von Carol Gilligan: Frauen, sagt sie, orientieren sich bei ethischen Konflikten eher an der Fürsorglichkeit, Männer dagegen an einer abstrakten Gerechtigkeit. Für Frigga Haug bedeutet diese These eine Fortschreibung der alten Geschlechterrollen. Gundhild Buse konfrontiert die beiden gegensätzlichen Positionen miteinander und fragt nach der Brisanz dieser Auseinandersetzung für eine feministische Theologie.

Béatrice W. Acklin Zimmermann, Gott im Denken berühren. Die theologischen Implikationen der Nonnenviten, Universitätsverlag, Freiburg/Schweiz 1993.

Aus den von Frauen verfassten und vorwiegend an Frauen adressierten «Schwesternbücher» – Kurzviten von Dominikanerinnen aus dem 14. Jahrhundert – arbeitet Béatrice Acklin theologisches Denken von Frauen im Mittelalter heraus und zeigt die Unterschiede zur männlichen Schultheologie jener Zeit.

Griet Petersen-Szemerédy, Zwischen Weltstadt und Wüste: Römische Asketinnen in der Spätantike. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1993.

Die Autorin schildert das Leben von spätantiken Asketinnen wie Paula oder Melania. Sie zeigt, wie sie am kirchlichen Leben und an theologischen Diskussionen teilnahmen und sich dennoch innerhalb enger Grenzen bewegen mussten, die ihnen das Ideal der «Männlichkeit» steckte. Frauengeschichte, die das Bild des Mönchtums ergänzt und verändert.

Martina Appich et al. (Hg.), Eine andere Tradition. Dissidente Positionen von Frauen in Philosophie und Theologie, München 1993.

Ein Sammelband, hervorgegangen aus wissenschaftlichen Arbeitskreisen zu Fragen der philosophischen Frauenforschung, mit Studien zur weiblichen Denktradition und der Auseinandersetzung mit einzelnen Denkerinnen.

Land-Nahme

Erste Prodekanin in der Schweiz

In Luzern wurde am 24. November 93 erstmals eine Frau ins Amt einer Dekanin gewählt: Barbara Ruch, Theologin und Stellenleiterin des Pastoralforums Luzern.

Das traditionelle Amt des Dekans wurde – wie zuvor in Basel und Bern – in verschiedene Bereiche eingeteilt. Die priesterlichen Funktionen müssen von einem Priester wahrgenommen werden, für diese Amtsperiode ist es Rudolf Vogel, Pfarrer von St. Josef, Maihof, und Barbara Ruch zeichnet verantwortlich für verschiedene Aufgaben wie Weiterbildung und Koordination der Seelsorgeaufgaben in den Stadtpfarreien.

Diese Aufgaben gehörten ohnehin zum Tätigkeitsbereich des Pastoralforums. Die Wahl zur Prodekanin ist demnach vor allem als Bestätigung der bisherigen Arbeit, als Verankerung derselben innerhalb der kirchlichen Strukturen und als Anerkennung von Barbara Ruchs langjährigem Engagement für die Gleichberechtigung der Frauen in den Kirchen zu verstehen.

Li Hangartner

Projekte

Frauen feiern getrennt-gemeinsam

Zum Thema «Segen und Fluch» finden am 29. Mai 1993 an verschiedenen Orten im ganzen Kanton Zürich Frauengottesdienste statt. In der oekumenischen Frauenbewegung Zürich hat dieses getrennt-gemeinsame Feiern am letzten Mai-Wochenende Tradition. Frauen, die in ihrer Gemeinde einen eigenen Gottesdienst feiern wollen, können Unterlagen zum Thema beziehen bei: Annemarie Marti-Strasser, Oberer Graben 4, 8400 Winterthur. Bei der gleichen Adresse gibt es ab Mitte April eine Liste der Veranstaltungsorte. Damit die Liste auch zustande kommt, sind Frauen, die eine Feier planen, gebeten, dies Annemarie Marti bis Mitte März mitzuteilen.

Holla! Frauen bildet euch (weiter)

Die «Hollas» ist ein Zusammenschluss von unabhängigen Fachfrauen, die ihr

Wissen an andere Frauen weitergeben wollen, mit dem Ziel, deren Selbstbestimmung und Unabhängigkeit zu stärken. Das Angebot des Vereins entspricht den Fachfrauen und reicht von Wen-Do über die Holzbearbeitung bis zu Workshops über feministische Literatur. Informationen gibt es bei «Holla», Verein Bildungsarbeit für Frauen und Mädchen, Unterer Batterieweg 46, 4053 Basel.

Theologie und Sexualität

Das Institute for the Study of Christianity and Sexuality in London plant eine neue internationale Zeitschrift, ein Forum für theologische Studien zu Fragen des Geschlechts und der Sexualität. Das Institut plant nicht nur sondern sucht auch AutorInnen, die in diesem Feld arbeiten, nachdenken, forschen. Das Spektrum der möglichen Themen: die Konstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit, Beziehungs-Ethik, lesbische/schwule Identität, Körperbilder, andere «Familien»-Formen, sexuelle Gewalt etc. Informationen zum Zeitschriftenprojekt gibt es bei: ISCS, Oxford House, Derbyshire Street, London E2 6HG.

«Und es gibt sie dennoch...»

Feministisch-theologisches Frauen-seminar für kirchliche Mitarbeiterinnen.

Prospekt bei Barbara Ruch, Postfach, 6000 Luzern 7

Broschüren

Bosnien

Zerstörung – Verstörung

Der Krieg in Bosnien – er lähmt und führt zu Konflikten, er befähigt aber auch. Die Auswirkungen des Krieges, die handfesten und die weniger fassbaren, beschreibt die neuste Nummer des cfd-Blattes mit dem Titel «Bosnien: Zerstörung – Verstörung». AutorInnen aus Bosnien und der Schweiz zeichnen ein Bild vom Kriegsalltag und analysieren die historische und politische Verstrickung Westeuropas in die Konflikte im ehemaligen Jugoslawien. Aus verschiedenen Blickwinkeln werden Überzeugungen, Erklärungsmuster und Handlungsweisen der Frauen- und der Friedensbewegung in Frage gestellt. Das Heft (cfd-Blatt Nr. 404) soll anregen zu Schritten auf dem Weg von der emotionalen Betroffenheit zu solidarischem politischem Denken und Handeln. Es kann bestellt werden beim Christlichen Friedensdienst cfd, Postfach, 3001 Bern, und kostet 5 Franken.

Geld und Gott

Dem Verhältnis von Geld und Gott geht die Aktion Finanzplatz Schweiz-Dritte Welt in der letzten Nummer ihrer Schriftenreihe nach. Sie hat eine feministische Theologin, einen Befreiungstheologen und einen Kenner des Islams zur Verhältnisbestimmung gebeten, und auch die jüdische Sicht fehlt nicht.

Mit der Broschüre will die Aktion nicht nur die Diskussion um Geld und Geist fortsetzen, sondern auch Verständigungsarbeit leisten. Das Heft gibt es für 9 Franken bei: Aktion Finanzplatz Schweiz-Dritte Welt, Gerberngasse 21a, 3012 Bern.

Geld für Mütter

«Chumm Frau und lueg dys Ländli aa». Ein Föderalismus der schlimmsten Art herrscht in der Schweiz bei den Mutterschaftsbeiträgen. Nur in neun Kantonen sind diese Beiträge überhaupt gesetzlich geregelt. Die Beitragshöhe schwankt zwischen 50 und 2000 Franken, die Dauer zwischen einem halben und zwei Jahren. Details dazu können nachgelesen werden in der Studie über die Gesetze der Kantonalen Mutterschaftsbeiträge, verfasst von der Juristin Barbara Umbricht, im Auftrag des Solidaritätsfonds für werdende Mütter in Bedrängnis und des Schweizerischen Katholischen Frauenbunds SKF. Die Studie gibt es für 10 Franken auf dem Zentralsekretariat des SKF, Postfach 7854, 6000 Luzern 7.

Wildwasser: Tonbildschau

«Sprudeln, spiegeln, spüren». Unter diesem Titel haben Mitarbeiterinnen des Wildwasser-Frauenladens in Berlin eine Tonbildschau zusammengestellt über Selbsthilfegruppen für Frauen, die in ihrer Kindheit sexuelle Gewalt erfahren haben. Die Tonbildschau will betroffenen Frauen Mut machen, das Schweigen zu brechen und sich mit der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen. Sie wendet sich auch an ein Fachpublikum, das sich über die Arbeit von solchen Selbsthilfegruppen informieren will. Bestellt werden kann die Tonbildschau bei: TDS-Verleih, c/o Wildwasser-Frauenladen, Friesenstrasse 6, D-10965 Berlin. Die Ausleihgebühr für zwei Wochen beträgt 50 DM und sollte im voraus entrichtet werden.

Menschenrechte – Frauenrechte

Wir stehen an einem entscheidenden Moment in der Menschenrechtsdebatte. Jetzt fordern wir die schweizerische Regierung auf, ihrer Verpflichtung nachzukommen, das Menschenrechtsversprechen auch für Frauen einzulösen. Am 6. November 1993 verabschiedeten daher die Teilnehmerinnen der vom Frauenrat für Aussenpolitik organisierten Forumstagung Menschenrechte – Frauenrechte folgende Resolution:

Menschenrechte, so haben uns die an der diesjährigen Wiener Menschenrechtskonferenz in Wien stark und engagiert vertretenen Frauen aus Südländern gezeigt, sind ein universelles Referenzsystem und zudem ein gemeinsames Instrument im Kampf für eine gerechtere und friedlichere Welt. Mit der Forderung «Alle Menschenrechte für alle» setzen sie sich nicht nur für die Universalität, sondern auch für die Unteilbarkeit der Menschenrechte ein und verstehen darunter eine Demokratisierung aller Lebensbereiche. Demokratisierung heisst für Frauen

Partizipation und ein Ende ökonomischer, gesellschaftlicher und staatlicher Diskriminierung. Ihr Demokratieverständnis beschränkt sich nicht auf eine Vorstellung von Staatsgesellschaft. Dass die Menschenrechte alle Lebensbereiche aller Menschen umfassen, ist bereits in der Menschenrechtserklärung von 1948 enthalten. Ob diese Instrumente jedoch tauglich sind, hängt davon ab, ob wir Frauen sie nutzen und auf deren Durchsetzung beharren.

Bevor wir Frauen jeglicher Herkunft die Menschenrechte zu unserer Befreiung benützen, müssen wir sie mit unseren Augen anschauen und unserer Lebenserfahrung entsprechend auslegen. Damit haben wir mit dem heutigen FrAu-Forum einen gemeinsamen Anfang gemacht.

Die Menschenrechte der Frauen werden in unserem Land in allen Lebensbereichen massiv verletzt. Die Art dieser Verletzung differiert nach Klasse und geographischer Herkunft der Frauen und trifft die Frauen aus den Südländern hier am stärksten. Dies kommt z.B. in der Asyl- und Migrationspolitik zum Ausdruck, in welcher Frauen zum Teil nicht einmal eine eigene Rechtspersönlichkeit zuerkannt wird, ebenso wie in der fortwährenden Duldung des Frauenhandels. Solche Menschenrechtsverletzungen bewusst zu machen und zu analysieren wird eine der wichtigen Aufgaben der nächsten Zeit sein. Bis zur internationalen Frauenkonferenz 1995 in Peking wollen wir einen Frauen-Bericht der Menschenrechtsverletzungen in der Schweiz fertigstellen. Ein Instrument zur Analyse von Menschenrechtsverletzungen an Frauen ist die UNO-Konvention gegen jegliche Diskriminierung der Frau. Die offizielle Schweiz hat diese bis anhin noch nicht ratifiziert. Die Konvention war bis anhin nicht einmal öffentliches Diskussionsthema. Wir werden deshalb nicht nur darauf drängen, dass die Frauenkonvention demnächst *vorbehaltlos* ratifiziert wird, sondern dass sie auch zum öffentlichen Diskussionsthema wird. Weiterhin beanspruchen wir, in der Berichterstattung zur Menschenrechtssituation in der Schweiz als regierungsunabhängige Fachfrauen beigezogen zu werden.

Die Teilnehmerinnen des FrAu-Forums

Veranstaltungen

... finden natürlich immer noch statt, auch wenn wir hier – in der FAMA – nicht mehr in Form eines Veranstaltungskalenders darauf hinweisen. Carmen Jud hat den FAMA-Veranstaltungskalender während Jahren und mit viel Aufwand gemacht. Dafür ein ganz grosses «Merci!» an ihre Adresse.

Dass wir den Veranstaltungskalender in der alten Form sterben lassen, hat mehrere Gründe. Einmal gibt es mittlerweile in verschiedenen Regionen Veranstaltungskalender von Frauen für Frauen, die umfangreicher und oft auch aktueller sind, als wir es je sein konnten. Dann wurde es in letzter Zeit immer

schwieriger, aus der Fülle des Angebots überhaupt eine Auswahl zu treffen. Es scheint uns deshalb sinnvoller, den Platz, den wir bisher für den Kalender brauchten, für Inhalt zu nutzen: Im Forum soll in Zukunft Platz sein für einen bis zwei längere Beiträge. Schwerpunkte, die mit dem Thema des Heftes nichts zu tun haben und die bisher buchstäblich zu kurz kamen.

Das heisst nicht, dass wir auf gar keine Veranstaltungen mehr hinweisen, doch die Hinweise sollen wenn schon, dann in Form einer Vorschau erscheinen, nach dem Motto «weniger ist mehr». Also Frauen, die Ihr Veranstaltungen plant: schickt Vorschauen! Damit trotzdem keine auf ihren Veranstaltungskalender verzichten muss, werden wir weiterhin auf die Adressen hinweisen, bei denen Frauen-&Friedens-&Kirchen-&Kalender bezogen werden können. Das sieht dann so aus:

Veranstaltungskalender

... gibt es:

für den Raum Basel:

Projektstelle für Frauen,

FrauenKirchen-Kalender

Maiengasse 64, Postfach, 4009 Basel.

für den Raum Luzern:

Lilafax

Frauenkirchenstelle,

Postfach 4933, 6000 Luzern 2.

Überregional:

cfd-Frauenstelle für Friedensarbeit,

Frauen-Friedens-Daten,

Postfach 9621, 8036 Zürich.

Für Hinweise auf weiterer regionale Veranstaltungskalender sind wir dankbar.

Das FAMA-Team

10 Jahre FAMA – Festankündigung

Das neue Jahr ist noch jung, doch wir denken schon an das nächste. 1995 wird für uns ein besonderes Jahr, denn dann wird unsere Zeitschrift ihr zehntes Lebensjahr vollendet haben. Wir meinen: das ist ein Grund zum Feiern. Und weil wir ohne die Treue unserer Leserinnen und Leser dieses Jubiläum nicht begehen können, möchten wir ein grosses Fest organisieren.

Es findet am **28. Januar 1995 in der Paulus Akademie** statt.

Für die meisten der FAMA-Redaktorinnen ist die Paulus-Akademie in bezug auf die feministische Theologie ein ganz wichtiger Ort. Darum ist es unser Wunsch, unser Jubiläum da zu feiern, wo wir die ersten Tagungen über feministische Theologie besuchen konnten. Das Fest wird von den FAMA-Redaktorinnen und Brigit Keller, Programmschaffende der Paulus Akademie gemeinsam vorbereitet.

Impressum:

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Dorothee Dieterich, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Cornelia Jacomet, Zürich
Carmen Jud, Luzern
Barbara Seiler, Zürich
Monika Senn Berger, Luzern
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
Monika Hungerbühler,
St. Johannis-Ring 118,
CH-4056 Basel

Fotosatz und Druck:

Gegen-Druck Luzern

Abonnement:

Normalabo Fr. 20.-
GönnerInnenabo Fr. 25.-
Auslandabo Fr. 22.-
Abonnementsbestellungen bei:
Verein FAMA, St. Johannis-Ring 118,
CH-4056 Basel
Kündigung bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern (solange Vorrat)
Fr. 5.- plus Porto.
FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
St. Johannis-Ring 118
CH-4056 Basel

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
Frau Lot, «Schnür deinen Schuh» (Brigit Keller)	3
Die Himmelsleiter (Ulrike Büchs)	4
Der Turmbau zu Babel (Silvia Strahm Bernet)	6
Bild des Werdens und Vergehens – Menstruation (Marie-Theres Beeler)	9
In den Bergen bin ich dem Himmel näher (Cornelia Jacomet)	10
Der Turmbau zu Babel – eine heillose Verwirrung? (Juliane Hartmann)	11
Maria – Bild für mein Frau-Sein? (Barbara Kückelmann)	13
«Wir erfahren Gott gemeinsam oder gar nicht» (Monika Hungerbühler)	14
Martha und der Drache (Dorothee Dieterich)	15
Buchbesprechungen	17
Forum	18

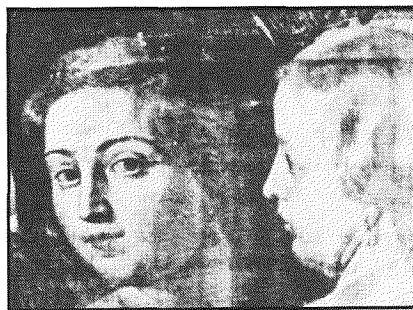
Frauensommerakademie-Sommerstudienwoche für

Frauen 1994

17.7.- 22.7. «Selbstbeträchtigung ist die tiefstgreifendste und schwierigste politische Arbeit, die es gibt» (Audre Lorde) Paulus Akademie, Zürich.
24.7.-30.7. «Lebenssprünge», Evangelische Heimstätte Gwatt, Gwatt
31.8.-13.8. «Erotik und Spiritualität», Evangelische Heimstätte Leuenberg, Hölstein.
In der Villa Cassandra findet in diesem Jahr keine Frauensommeruniversität statt.

Bildnachweis

Titelbild: Rauschenberg, Persimmon 1964, Andrew Forge, Rauschenberg, New York
Seite 5: Heidi Widmer aus dem Zyklus «Die abstrakten Himmelreiche Prags» 1993, Foto: Peter Spalinger
Seite 5 und 6: Katalog: Mythos Wolkenkratzer, Ausstellung im Architekturmuseum Basel 92/93
Seite 9: Margrit Munter in: Marie Theres Beeler, Lisiane Enderli, Bildersturm, Luzern 1993
Seite 10: Sand Dunes White Sands National Monument, New Mexiko © 1942 Photograph by Ansel Adams
Seite 11: Dieter Seibert, Bergwandern Bergsteigen, München 1990
Seite 12: Cornelis Anthonisz, The Fall of the Tower of Babel in: The moralizing prints of Cornelis Anthonisz, Princetown New Jersey 1990
Seite 13: Postkarte Roma, Basilica Inferiore di S. Clemente – Modonna con Bambino, stile bizantino (VIIIsec)
Seite 14: Portrail Royal la visitation (XIIé S) Chartres la Cathédrale, Photos Editions P.L. Lefèvre 89240 Chevannes
Seite 16: Martha als Drachenbesiegerin, Nürnberg, St. Lorenzenkirche, Marienaltar, 1517 in Elisabeth Moltmann Wendel «Ein eigener Mensch werden», Gütersloh 1980



In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Die Themen der nächsten Nummern:
Isalm (Juni)

Trans-Multi-Kulturalität (September)

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Marie-Theres Beeler,

Sichternstr. 24, 4410 Liestal

Ulrike Büchs,

Schützenmattstr. 5, 5600 Lenzburg

Dorothee Dieterich,

Kartausgasse 11, 4058 Basel

Juliane Hartmann,

Benkenstr. 19, 4106 Therwil

Monika Hungerbühler,

St. Johannis-Ring 118, 4056 Basel

Cornelia Jacomet,

Hottingerstr. 40, 8032 Zürich

Brigit Keller,

Oetlisbergstr. 6, 8053 Zürich

Barbara Kückelmann,

Burgfelderweg 28, 4123 Allschwil

Silvia Strahm Bernet,

Klosterstrasse 11, 6003 Luzern